Voltaire's und Rousseau's

auserlesene Werke.

In neuen Uebersetzungen.

Ein und vierzigstes Bändchen:

Voltaire's Geschichte der Völker.

Eilfter Theil.

Fortsetzung.

Leipzig,
bei C. H. F. Hartmann.

1829.

Voltaire's

Geschichte der Völker,

vorzüglich

in den Zeiten von Karl d. Gr. bis auf Ludwig XIII.

Neu übersetzt

durch

K. A. F. Schnitzer.

Eilftes Bändchen.

Leipzig,

bei C. H. F. Hartmann.

1829.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BAMBERGENSIS.

Voltaire's

Geschichte der Völker.

Eilfter Theil.

Fortsetzung.

Hundert acht und zwanzigstes Kapitel.

Luther. Die Ablaßkrämerei.

Es wird Ihnen bekannt seyn, daß ein Augustinermönch, Luther, den seine Vorgesetzten beauftragten, gegen die Waare zu predigen, welche sie nicht verkaufen konnten, zu jener großen Umwälzung in dem Geiste der Menschen und dem Zustande der Staaten Europa's den Anstoß gab. Der Streit war Anfangs zwischen Augustinern und Dominicanern.

Sie mußten nothwendig bemerken, daß alle Religionsstreitigkeiten bisher von gelehrten Priestern ausgegangen waren, denn Peter Waldus, ein Kaufmann aus Lyon, der für den Stifter der Waldenser gilt, war es keineswegs; er versammelte und ermuthigte nur seine Glaubensgenossen; er befolgte die Lehren des Berengar, des Claudius, Bischofs von Turin und mehrerer anderer. Erst nach Luther traten Laien mit eignen Ansichten auf, nachdem die heilige Schrift, die in so viele Sprachen und so verschieden übersetzt war, eben so viel Meinungen erzeugte, als sie Stellen enthält, die schwer zu erklären sind.

Wenn man damals Luthern gesagt hätte, daß er in der Hälfte Europas den römisch-katholischen Glauben vernichten würde, hätte er es nicht geglaubt: er ging weiter, als er glaubte, was sowohl bei gelehrten als andern Händeln gewöhnlich der Fall ist.

(1517) Nachdem er den Ablaß verschrieen hatte, untersuchte er die Gewalt dessen, der ihn den Christen

verkaufte. Ein Ende des Schleiers war gelüftet: die aufgeregten Völker wollten den richten, den sie angebetet hatten. Die Greuel Alexanders VI. und seiner Familie hatten über die geistliche Gewalt des Papstes keinen Zweifel entstehen lassen; 300,000 Pilger waren zu seinem Jubelfeste nach Rom gekommen, aber die Zeiten hatten sich geändert, das Maß war voll. Die Schwelgerei Leo's wurde für die Verbrechen Alexanders gestraft. Anfangs verlangte man nur eine Verbesserung der Kirche, und endlich trennte man sich ganz. Man sah wohl ein, daß die Mächtigen sich keine Verbesserung gefallen ließen; man verlangte nur nach ihrem Ansehen und ihren Reichthümern; man wollte blos das Joch der römischen Abgaben brechen. Was konnte Stockholm, Kopenhagen, London und Dresden daran gelegen seyn, ob man zu Rom schwelgen konnte? Aber das war wichtig, daß man keine so ungeheure Abgaben mehr bezahlen durfte, daß der Erzbischof von Upsala nicht mehr der Herr eines Königreichs war. Die Einkünfte des Erzbisthums Magdeburg und so vieler reichen Abteien reizten die Laien-Fürsten. Die Trennung, die gleichsam von sich selbst, und um so geringfügiger Ursachen willen vor sich ging, hat indeß großen Theils jene so sehr gewünschte Kirchenverbesserung herbeigeführt, die aber zu nichts geholfen hat. Die Sitten des römischen Hofes sind anständiger, die Geistlichkeit in Frankreich ist gelehrter geworden. Man muß gestehen, daß die Geistlichkeit im Allgemeinen durch die Protestanten verbessert worden ist, gleich wie ein Nebenbuhler durch die wachsame Eifersucht seines Gegners vorsichtiger wird; aber man hat nur mehr Blut vergossen, und die Streitigkeiten der Gottesgelehrten wurden Kriege von Cannibalen.

Um jene große Trennung herbeizuführen, brauchte er nur einen Fürsten, der die Völker ermuthigte. Der

alte Friedrich, Kurfürst von Sachsen, mit dem Beinamen des Weisen, der nämliche, der den Muth hatte, nach dem Tode Maximilians die Kaiserkrone zu verschmähen, beschützte Luthern offen. Die Umwälzung in der Kirche fing an, wie alle die, welche Fürsten entthront haben; man gibt zuerst Bittschriften ein, man bringt Beschwerden vor, und endlich stürzt man den Thron um. Es war keineswegs eine offene Trennung, wenn man sich über den Ablaß beschwerte, wenn man mit Brod und Wein das Abendmahl genießen wollte, wenn man sehr unverständliche Dinge über die Rechtfertigung und den freien Willen sagte, wenn man die Mönche abschaffen wollte, wenn man sich erbot, aus der heiligen Schrift zu beweisen, daß darin nicht ausdrücklich vom Fegfeuer gesprochen werde.

(1520) Leo X., der diese gelehrten Streitigkeiten von Grund aus verachtete, war als Papst gezwungen, durch eine Bulle diese Vorschläge feierlich zu verfluchen. Er wußte nicht, wie sehr Luther in Deutschland heimlich beschützt werde: man muß, hieß es, ihn durch einen rothen Hut auf andre Gedanken bringen. Die Verachtung, die man ihm zeigte, war unheilbringend für Rom. Luther überschritt alle Grenzen; er verfaßte sein Buch über die babylonische Gefangenschaft, ermahnte alle Fürsten, das Joch des Papstthums abzuschütteln; vereiferte sich gegen die Privatmessen; und fand um so mehr Beifall, je eifriger er sich gegen den öffentlichen Verkauf dieser Messen erklärte. Die Bettelmönche hatten sie im dreizehnten Jahrhundert in Gang gebracht: das Volk bezahlte sie, wie es noch heut zu Tage, wenn es solche verlangt, sie bezahlt: es ist eine geringe Beisteuer, wovon die armen Mönche und Pfarrgehülfen leben, diese geringe Belohnung, um die man die, welche vom Altar und von Almosen leben, nicht wohl beneiden konnte, be=

trug damals ungefähr zwei Sous in Frankreich, und noch weniger in Deutschland. Die Transsubstantiation wurde als ein Wort, das sich weder in der heiligen Schrift, noch in den Kirchenvätern findet, verworfen. Die Anhänger Luthers behaupteten, die Lehre, welche die Substanz des Brodes und Weines aufhebe und doch die Form beibehalte, sey erst seit der Zeit Gregors VII. in der Kirche allgemein geworden, und zuerst im neunten Jahrhundert von dem Benedictiner Paschasius Radbertus aufgestellt und erklärt worden. Sie forschten in den finstern Archiven des Alterthums, um dort Gründe zu finden, welche sie berechtigten, sich wegen der Geheimnisse, welche die menschliche Schwachheit nicht ergründen kann, von der römischen Kirche zu trennen. Luther behielt einen Theil des Geheimnisses bei, den andern verwarf er: er gesteht zu, daß der Leib Jesu Christi in den geheiligten Gestalten ist; aber er ist, sagte er, darin, wie das Feuer in dem glühenden Eisen; das Feuer und das Eisen bestehen in Einer Substanz. Dieß ist jene Art der Vermischung des Brodes und Weines, die Osiander „Inpanatio, invinatio, consubstantiatio nennt. Luther begnügte sich zu sagen, der Leib und das Blut wären in, mit und unter, „in, cum, sub“ dem Brode und Weine. So genossen die, welche man Papisten nennt, Gott ohne Brod, die Lutheraner genossen Brod und Gott. Bald nachher standen die Calvinisten auf, die Brod, aber nicht Gott aßen.

Die Lutheraner wollten nun die heilige Schrift in alle neueren Sprachen übersetzen, und sie von allen Nachlässigkeiten und aller Untreue reinigen, welche sie der Vulgata aufbürdeten. In der That, als die Kirchenversammlung jene Vulgata wieder neu auflegen ließ, fanden die sechs von derselben mit dieser Arbeit beauftragten Männer in dieser alten Uebersetzung acht-

tausend Fehler: und die Gelehrten behaupten, daß noch mehr darin seyen: so daß die Kirchenversammlung sich begnügte, die Vulgata für authentisch zu erklären, ohne jene Verbesserung vorzunehmen. Luther übersetzte die heilige Schrift aus dem Hebräischen ins Deutsche; aber man behauptet, er habe nicht viel von dieser Sprache verstanden, und seine Uebersetzung enthalte mehr Fehler, als die Vulgata.

Die Dominicaner verbrannten in Verbindung mit den Gesandten des Papstes, welche in Deutschland waren, die ersten Schriften Luthers. Der Papst erließ eine neue Bulle gegen ihn. Luther übergab die Bulle des Papstes und die Decretalen auf dem Markte von Wittenberg den Flammen. Aus dieser That kann man sehen, wie kühn er war; nicht minder aber auch, welches Ansehen er damals schon besaß. Schon war ein Theil von Deutschland, des päpstlichen Stolzes überdrüssig, auf der Seite des Reformators, ohne die Schulfragen lange zu untersuchen.

Indeß vermehrten sich die Streitfragen. Der Streit über den freien Willen, dieser zweiten Klippe der menschlichen Vernunft, vermischte ihre unerschöpfliche Quelle abgeschmackter Streitigkeiten mit diesem Strome theologischen Hasses. Luther läugnete die Freiheit des Willens, die indeß seine Anhänger in der Folge zugaben. Die Universitäten von Löwen und Paris schrieben dagegen: jene ließ die Untersuchung, ob es drei oder nur eine Magdalena gegeben habe, fallen, um die Lehren Luthers zu verwerfen.

Hierauf verlangte er, man solle die Mönchsgelübde abschaffen, weil sie keine ursprüngliche Einrichtung des Christenthums seyen; die Priester sollen heirathen, weil mehrere Apostel auch verehlicht gewesen seyen; man solle im Abendmahle auch Wein genießen; weil Jesus gesagt habe: „Trinket alle davon;" man solle keine

Bilder verehren; weil Jesus kein Bild gehabt habe: nur in den Lehren über die Dreieinigkeit, über die Taufe, die Menschwerdung Christi und die Auferstehung war er einig mit der römischen Kirche; Lehren, die einst der Gegenstand lebhafter Streitigkeiten gewesen waren, und wovon einige in der letzten Zeit bestritten wurden: so daß es keinen Punkt in der Theologie gibt, worüber die Meinungen nicht getheilt sind.

Auch Aristoteles mußte mit in den Streit verwikkelt werden, denn er war damals der Meister auf den Schulen. Als Luther versichert hatte, die Lehre des Aristoteles sey zum Verständniß der heiligen Schrift unnütz, erklärte die heilige Facultät diese Behauptung für falsch und unnütz. Die unnützesten Thesen wurden mit den tiefsinnigsten vermischt; und von beiden Seiten nährten die falschen Beschuldigungen, die grausamen Schmähungen und die Verfluchungen die Wuth der Parteien.

Man muß lachen aus Mitleid, wenn man liest, wie Luther alle seine Gegner und besonders den Papst behandelt: „kleiner Papst, kleines Päpstlein, du bist ein Esel, ein Eselein; gehe vorsichtig, es ist gefroren, du wirst die Beine brechen, und man würde sagen, was Teufels ist das? das kleine Eselein von einem Päpstlein ist gestolpert. Ein Esel weiß, daß er ein Esel ist, ein Stein weiß, daß er ein Stein ist; aber diese kleine Eselein von Päpsten wissen nicht, daß sie Eselein sind.“ Diese gemeinen Grobheiten, die heut zu Tage so abgeschmackt erscheinen, empörten damals jene groben Gemüther nicht. Luther triumphirte mit aller Gemeinheit eines barbarischen Styles in seinem Lande über die ganze römische Feinheit. Wenn es nur bei Schmähungen geblieben wäre, so hätte Luther der Kirche weniger Uebels zugefügt, als Erasmus; aber mehrere kühne Gelehrte vereinigten sich mit ihm und

erhoben ihre Stimmen, nicht nur gegen die Lehre der Scholastiker, sondern auch gegen das Recht, das sich die Päpste seit Gregor VII. angemaßt hatten, über Königreiche zu verfügen, gegen den Handel mit allen Gegenständen der Religion, gegen die Unterdrückungen der Völker und Einzelner; sie entwarfen auf den Kanzeln und in ihren Schriften das Gemälde einer fünfhundertjährigen Verfolgung; sie zeigten, wie Deutschland durch die Streitigkeiten des Kaisers und der Geistlichkeit in Blut gebadet war; wie die Völker gleich wilden Thieren behandelt wurden, wie das Fegfeuer für Blutschänder, Mörder und Giftmischer offen und geschlossen war. Mit welcher Stirne ein Alexander VI., der Schrekken der ganzen Erde, es gewagt hatte, sich den Stellvertreter Gottes zu nennen? Und wie Leo X., mitten in Schwelgerei und Unzucht, sich diesen Titel anmaßen konnte?

All dieses Geschrei empörte die Völker; und die Gelehrten Deutschlands entflammten mehr Haß gegen das neue Rom, als Varus einst in dem nämlichen Lande gegen das alte entzündet hatte. Das sonderbare Schicksal dieser Welt wollte, daß der König von England, Heinrich VIII., sich in diesen Streit einließ. Sein Vater hatte ihn in den unnützen und abgeschmackten Wissenschaften jener Zeit unterrichten lassen. Der Geist des jungen, feurigen und heftigen Heinrichs hatte sich begierig an den Feinheiten der Gelehrten genährt. Er wollte gegen Luther schreiben, aber vorher ließ er Leo X. um die Erlaubniß bitten, die Bücher dieses Erzketzers zu lesen, was unter der Strafe des Bannes verboten war. Leo X. gab die Eclaubniß. Der König schreibt, er legt den heiligen Thomas aus, er vertheidigt sieben Sacramente gegen Luther, der damals nur drei zugab, woraus aber bald nur zwei wurden. Das Buch ward

schnell vollendet und nach Rom geschickt. Der erzürnte Papst stellte dieß Buch, das heut zu Tage niemand liest, den Schriften des Augustin und Hieronymus an die Seite. Er gab dem König Heinrich und seinen Nachfolgern den Titel: „Glaubensvertheidiger;" und wem gab er ihn? Dem, der in wenigen Jahren der bitterste Feind Roms werden sollte.

In Italien ergriffen wenige die Partei Luthers. Dieses geistreiche Volk, mit Ränken und Vergnügungen beschäftigt, nahm keinen Theil an diesen Unruhen. Die Spanier, so lebhaft und geistvoll sie sind, mischten sich nicht darein. Die Franzosen, ob sie gleich mit dem Geiste dieser Völker die heftigste Neuerungssucht verbinden, verhielten sich lange unthätig. Der Schauplatz dieses geistlichen Krieges war bei den Deutschen und Schweizern, welche zwar damals nicht für sehr geistreich, aber doch für vorsichtig galten. Der gelehrte und gebildete römische Hof hatte nicht erwartet, daß die, welche er als Barbaren behandelte, die Bibel wie das Schwert, in der Hand, ihm die Hälfte Europas entreißen und die andere erschüttern konnten.

Es ist eine größere Frage, ob Karl V. damals die Kirchenverbesserung hätte begünstigen, oder sich ihr widersetzen sollen. Schüttelte er das Joch Roms ab, so rächte er mit Einem Schlag das Reich für alles Unrecht, das die Tiare der Kaiserkrone in vierhundert Jahren zugefügt hatte. Er mußte aber den Papst, der sich mit ihm gegen Franz I. verbinden sollte, schonen, der größere Theil seiner Erbstaaten war katholisch. Man macht ihm den Vorwurf, daß er mit Freude eine Partei habe aufstehen sehen, die ihm Gelegenheit gab, Abgaben und Truppen in dem Reiche zu erheben, und sowohl die Katholiken als Lutheraner unter dem Joch einer unumschränkten Herrschaft zu erdrücken. Endlich bewogen ihn seine Politik und seine Würde, sich gegen Lu-

ther zu erklären, ob er gleich vielleicht im Herzen über einige Gegenstände seiner Meinung war, wie die Spanier nach seinem Tode vermutheten. Man kann hinzufügen, daß zu der Zeit, als Karl V. der Regierung entsagte, die Staaten des Hauses Oestreich in Deutschland, die Niederlande, Spanien, Neapel voll von Protestanten waren; daß selbst die Katholiken aller dieser Länder eine Kirchenverbesserung verlangten; daß es ihm leicht gewesen wäre, durch Ausschließung des Papstes und seiner Unterthanen von der Kirchenversammlung Entscheidungen von derselben zu erhalten, die dem allgemeinen Interesse von Europa angemessen gewesen wären; daß er der Herr desselben geworden wäre, besonders zur Zeit Pauls IV., der ein blutdürstiger und unvernünftiger Papst war. Er bildete sich unglücklicherweise ein, er werde sich durch Bullen, Ausschreiben und Gold zum Herrn von Italien und Deutschland machen; und nach dreißigjährigem Ränkemachen und Kriegführen war er viel weniger mächtig bei seiner Abdankung als bei seiner Wahl.

Er forderte Luther auf, vor dem Reichstage zu Worms von seiner Lehre Rechenschaft zu geben, das heißt, dort zu erklären, ob er auf den Lehren, die Rom verdammt habe, beharren wolle (1521). Luther erschien mit einem freien Geleit vom Kaiser, ob er gleich das Schicksal des Johann Huß zu fürchten hatte; aber diese Versammlung bestand aus Fürsten, auf deren Ehre er sich verließ. Er sprach vor dem Kaiser und dem Reichstage, und behauptete unerschrocken seine Lehre.

Man behauptete, Karl V. sey von dem päpstlichen Gesandten Alexander aufgefordert worden, Luther trotz des freien Geleites gefangen nehmen zua lssen, wie Sigismund einst ohne Rücksicht auf Treu und Glauben Johann Huß ausgeliefert hatte; aber Karl V. antwor-

tete, „er wolle sich nicht, wie Sigismund, zu schämen haben.“ Obgleich nun Luther seinen Kaiser, den König von England, den Papst, alle Bischöfe und alle Mönche gegen sich hatte, so war er doch nicht bestürzt. In einem festen Schloß in Sachsen verborgen trotzte er dem Kaiser, reizte die Hälfte von Deutschland gegen den Papst auf, antwortete dem König von England wie einem seines Gleichen, und befestigte und verbreitete seine auflebende Kirche.

Der alte Friedrich, Kurfürst von Sachsen, wünschte die Ausrottung der römischen Kirche. Luther glaubte, daß es nun Zeit sey, die Privatmesse abzuschaffen. Er benahm sich dabei auf eine Art, die in einer aufgeklärteren Zeit nicht viel Beifall gefunden hätte; er bildete sich ein, der Teufel sey ihm erschienen, und habe ihm geboten, die Messe zu lesen und zu weihen; der Teufel bewies ihm, sagte er, daß es ein Götzendienst sey. Luther gestand in der Erzählung von dieser Einbildung, der Teufel habe Recht, man müsse ihm hierin Glauben beimessen. Die Messe wurde in der Stadt Wittenberg und bald darauf in dem übrigen Sachsen abgeschafft. Die Mönche verließen die Klöster; und wenige Jahre hernach heirathete Luther eine Nonne, Catharina Bora. Die Geistlichen der alten Kirche machten ihm zum Vorwurf, daß er ein Weib nicht entbehren könne; er antwortete ihnen, sie könnten keine Beischläferinnen entbehren. Diese gegenseitigen Vorwürfe waren ganz verschieden: die katholischen Priester, die man der Unenthaltsamkeit beschuldigte, mußten eingestehen, daß sie die Gesetze der ganzen Kirchenzucht überschritten hatten; Luther und die Seinigen veränderten sie blos.

Das Gesetz der Geschichte nöthigt mich, dem größten Theil der Mönche, welche ihre Kirchen und Klöster verließen, um sich zu verheirathen, Recht zu geben. Es ist wahr, sie erhielten die Freiheit wieder, die sie

aufgeopfert hatten; sie brachen ihre Gelübde, aber sie waren keineswegs ausschweifend, und man kann ihnen keine unanständigen Sitten zum Vorwurf machen. Mit der nämlichen Unparteilichkeit muß man anerkennen, daß Luther und andere Mönche, als sie für den Staat nützliche Heirathen schlossen, ihre Gelübde nicht mehr verletzten, als die, welche sich verbindlich gemacht hatten, arm und niedrig zu seyn, und doch ungeheure Reichthümer besaßen.

Unter den Stimmen, welche sich gegen Luther erhoben, ließen mehrere mit Ironie hören, daß der, welcher den Teufel wegen Abschaffung der Messe um Rath gefragt habe, demselben jetzt seine Erkenntlichkeit bezeuge, indem er die Beschwörungen abschaffe, und alle gegen den Feind der Menschen aufgeführten Wälle über den Haufen werfe. Man hat seitdem in allen Ländern, in denen die Teufelsbeschwörungen aufhörten, bemerkt, daß die ungeheure Zahl von Besitzungen und Zaubereien sich bedeutend verminderte; man sagte und schrieb, die bösen Geister beachteten ihren Vortheil schlecht, wenn sie sich nur zu den Katholiken flüchteten, die allein die Macht besäßen, ihnen zu gebieten, und man hat wohl bemerkt, daß die Zahl der Beschwörer und der Besessenen bis auf unsere letzten Zeiten ungeheuer gewesen ist. Man muß aber über diese traurige Erscheinung nicht scherzen, denn es ist eine sehr ernsthafte Sache, die durch das Unglück so vieler Familien und die Hinrichtung so vieler Unglücklichen so traurig geworden ist; und es ist ein großes Glück für die Menschheit, daß die Gerichtshöfe in aufgeklärten Ländern die Teufelsbesitzungen und die Zauberei nicht mehr zulassen. Die Kirchenverbesserer entfernten diesen Stein des Anstoßes zweihundert Jahre vor den Katholiken: man warf ihnen vor, sie erschütterten die Grundfesten der christlichen Religion; man hielt ihnen

entgegen, die Besitzungen und die Zaubereien seyen ausdrücklich in der Schrift zugelassen, Jesus Christus vertreibe die bösen Geister, und sende seine Apostel aus, um sie in seinem Namen zu vertreiben. Auf diesen scharfen Einwurf antworteten sie das, was heut zu Tage alle weisen Obrigkeiten antworten, daß Gott einst Sachen zugegeben habe, die er jetzt nicht mehr zugeben könne; daß die Kirche bei ihrem Entstehen Wunder nöthig habe, deren sie, wenn sie einmal befestigt sey, nicht mehr bedürfe, mit einem Wort, wir glauben, nach dem Zeugniß der heiligen Schrift, daß es Besessene und Zauberer gab; und es ist gewiß, daß es heut zu Tage keine mehr giebt; denn wenn auch in unsern letzten Zeiten die Protestanten des Nordens noch so schwach und grausam gewesen sind, daß sie zwei oder drei der Zauberei angeklagte Elende verbrennen ließen, so ist es doch gewiß, daß jetzt dieser tolle Gräuel gänzlich abgeschafft ist.

Hundert und neun und zwanzigstes Kapitel.

Zwingli und die Ursache, welche die römische Religion in einem Theile der Schweiz verhaßt machte.

Die Schweiz war das erste Land außer Deutschland, wohin sich die neue Secte, die man die ursprüngliche Kirche („primitiva ecclesia“) nannte, verbreitete. Zwingli, ein Geistlicher in Zürich, ging noch weiter, als Luther; bei ihm galt keine „impanatio,“ keine „invinatio;“ er gab nicht zu, daß sich Gott mit dem

Brot und Wein vermische, und noch weniger, daß der ganze Leib Jesu Christi in jedem Bissen und Tropfen vorhanden sey. In Frankreich nannte man ihn deßhalb „Sacramentaire,“ ein Name, der Anfangs allen Religionsverbesserern seiner Secte gegeben wurde.

(1523) Zwingli zog sich heftige Schmähungen von der Geistlichkeit seines Landes zu. Die Sache wurde vor die Obrigkeit gebracht. Der hohe Rath von Zürich untersuchte die Streitsache, als ob es sich um eine Erbschaft handle: man sammelte die Stimmen; die Mehrzahl war für die Kirchenverbesserung. Das Volk erwartete in Masse den Ausspruch des Rathes, als ihm der Gerichtsschreiber verkündigte, Zwingli habe seine Sache gewonnen, bekannte sich das Volk im Augenblick zu der Religion des Rathes: ein Flecken der Schweiz richtete Rom. Glückliches Volk, das sich in seiner Einfachheit in einer Sache auf seine Obrigkeit verließ, die weder sie, noch es, noch Zwingli, noch der Papst recht verstehen konnten!

Einige Jahre nachher entschied Bern, welches in der Schweiz das ist, was Amsterdam in den vereinigten Niederlanden, noch feierlicher die nämliche Streitsache. Nachdem der Rath zwei Monate lang beide Parteien angehört hatte, verdammte er die römische Religion. Das Urtheil wurde ohne Schwierigkeit von dem ganzen Canton angenommen; und man errichtete eine Säule, auf der dieses feierliche Urtheil, das bisher seine volle Kraft behalten hat, mit goldenen Buchstaben eingegraben ward.

(1528) Wenn man so das am wenigsten unruhige, neuerungssüchtige und flatterhafte Volk Europa's mit Einem Male seine Religion mit einer andern vertauschen sieht, muß hier ohnfehlbar irgend eine Ursache einen heftigen Eindruck auf alle Gemüther gemacht haben. Hier diese Ursache der Umwälzung der Schweiz.

Offene Erbitterung reizte seit dem dreizehnten Jahrhundert die Franziscaner gegen die Dominicaner. Die Dominicaner verloren viel von ihrem Ansehen bei dem Volke, weil sie die heilige Jungfrau minder ehrten, als die Franziscaner, und ihr mit dem heiligen Thomas den Vorzug absprachen, ohne Sünde geboren zu seyn; die Franziscaner dagegen gewannen viel Ansehen und Geld, indem sie überall die von dem heiligen Bonaventura behauptete unbefleckte Empfängniß predigten. Der Haß dieser beiden Orden gegen einander war so heftig, daß ein Franziscaner, der zu Frankfurt über die heilige Jungfrau predigte (1503), und einen Dominicaner in die Kirche treten sah, ausrief, er danke Gott, daß er nicht zu einer Secte gehöre, die die Mutter Gottes entehre, und Kaiser in Hostien vergebe. Der Dominicaner, Namens Weygand, rief ihm zu, er lüge und sey ein Ketzer. Der Franziscaner stieg von der Kanzel herab, reizte das Volk auf, verjagte seinen Feind durch heftige Schläge mit einem Crucifix, und Weygand blieb für todt an der Thüre liegen (1504). Die Dominicaner hielten zu Wimpfen ein Capitel, in dem sie beschlossen, sich an den Franziscanern zu rächen, und ihr Ansehen und ihre Lehre zu stürzen, indem sie die heilige Jungfrau selbst gegen sie bewaffneten.

Bern wurde zum Schauplatz dieser Scene erwählt: man verbreitete dort drei Jahre lang mehrere Geschichten von Erscheinungen der Mutter Gottes, welche den Franziscanern die Lehre von einer unbefleckten Empfängniß verwies, und ihnen sagte, sie sey eine Gotteslästerung, welche ihrem Sohne den Ruhm entreiße, sich von der Erbsünde gereinigt und aus der Hölle gerettet zu haben. Die Franziscaner setzten ihnen andere Erscheinungen entgegen. Endlich zogen die Dominicaner einen jungen Laienbruder, Namens Yetser, zu

sich und bedienten sich seiner, um das Volk zu überführen. Es ist eine in den Klöstern aller Orden gewöhnliche Meinung, daß jeder Novize, der das Gelübde nicht abgelegt und die Ordenskleidung ausgezogen habe, bis zum jüngsten Gericht im Fegfeuer bleibe.

Der Prior des Dominicanerklosters trat, mit einem Kleide angethan, in dem man gewöhnlich die Teufel malt, bei Nacht in die Zelle Yetsers; er war mit Ketten beladen, von vier Hunden begleitet, und sein Mund, in dem man eine kleine runde mit Werg angefüllte Schale angebracht hatte, sprühte Flammen.

Der Prior sagte zu Yetser, er sey ein alter Mönch, der im Fegfeuer schmachte, weil er die Ordenskleidung abgelegt habe, und werde daraus erlöst werden, wenn der junge Yetser sich um seinetwillen vor dem großen Altar von den Mönchen peitschen lassen wolle. Yetser versprach es; er erlöste die Seele aus dem Fegfeuer; sie erschien ihm strahlend und im weißen Gewande, um ihm zu zeigen, daß sie in den Himmel gestiegen sey, und ihm das Interesse der heiligen Jungfrau, welche die Franziscaner lästerten, zu empfehlen.

Einige Tage nachher erschien Yetsern die heilige Barbara, der er sehr ergeben war; diese heilige Barbara war ein anderer Mönch: sie sagte ihm, daß er ein Heiliger, und von der heiligen Jungfrau bestimmt sey, sie wegen der schlechten Lehre an den Franziscanern zu rächen.

Endlich stieg die heilige Jungfrau selbst durch die Decke des Zimmers mit zwei Engeln herab; sie befahl ihm, zu verkündigen, daß sie mit der Erbsünde geboren sey, und daß die Franziscaner die größten Feinde ihres Sohnes seyen: sie sagte ihm, sie wolle ihn mit den fünf Wunden beehren, womit die heilige Lucia und die heilige Catharina beehrt worden seyen.

In der folgenden Nacht ließen die Mönche den Bruder mit Opium vermischten Wein trinken, und man durchbohrte ihm die Hände, die Füße und die Seite: er erwachte im Blute schwimmend. Man sagte ihm, die heilige Jungfrau habe ihm die Male eingedrückt; und in diesem Zustande setzte man ihn auf einen Altar dem Anblicke des Volkes aus. Die Mönche wollten ihn nun vergiften; man gab ihm bei dem Abendmahle eine mit ätzendem Quecksilber bestreute Hostie. Da er die Schärfe empfand, so warf er die Hostie weg; sogleich beluden ihn die Mönche als einen Heiligthumsschänder mit Ketten: um sein Leben zu retten, schwor er auf eine Hostie, daß er niemals das Geheimniß entdecken werde. Nach Verlauf einiger Zeit aber fand er Mittel zu entwischen und entdeckte alles der Obrigkeit. Die Untersuchung dauerte zwei Jahre, nach deren Verfluß vier Dominicaner am ersten Mai 1509 vor den Thoren von Bern verbrannt wurden, nachdem ein von Rom abgesandter Bischof das Verdammungsurtheil ausgesprochen hatte.

Dieser Vorfall mußte nothwendig Abscheu gegen die Mönche erwecken. Man ermangelte nicht, beim Anfang der Kirchenverbesserung alle fürchterlichen Umstände hervorzuheben. Man vergaß, daß Rom selbst diese Entweihung des Heiligthums durch die härteste Todesstrafe hatte ahnden lassen; man dachte nur an die Entweihung des Heiligthums: das Volk, das Zeuge davon gewesen war, glaubte gern an jene Entheiligungen und Blendwerke, die um des Geldes willen gemacht wurden, die man vorzüglich dem Bettelorden vorwarf und die man der ganzen Kirche aufrechnete. Wenn die, welche noch zu der römischen Kirche hielten, entgegneten, der römische Stuhl sey für die Verbrechen der Mönche nicht verantwortlich, hielt man ihnen die Vergehungen vor die Augen, womit sich mehrere Päpste befleckt hatten. Nichts ist leichter, als eine ganze Gesellschaft verhaßt

zu machen, wenn man die Verbrechen seiner Mitglieder einzeln darstellt.

Der Rath von Bern und Zürich hatten dem Volke eine Religion gegeben; aber in Basel war es das Volk, das den Rath zwang, sie anzunehmen. Es gab damals dreizehn schweizerische Cantone: Lucern, und vier der kleinsten und ärmsten Cantone, Zug, Schwytz, Uri und Unterwalden waren der katholischen Religion treu geblieben, und fingen einen Bürgerkrieg gegen die andern an. Dieß war der erste Religionskrieg zwischen den Katholiken und Reformirten. Der Pfarrer Zwingli stellte sich selbst an die Spitze des protestantischen Heeres; er fiel in der Schlacht (1531), von den Seinigen als heiliger Märtyrer, von den Feinden als verabscheuungswürdiger Ketzer dargestellt: die siegenden Katholiken ließen seinen Leichnam durch den Henker viertheilen und warfen ihn hernach in die Flammen. Dieß sind die Vorspiele der Gräuel, denen man sich hernach überließ.

Als dieser berühmte Zwingli seine Secte stiftete, schien er mehr für die Freiheit, als für das Christenthum begeistert zu seyn. Er glaubte, um in einem andern Leben glücklich zu seyn, sey es genug, wenn man tugendhaft sey, und daß Cato und der heilige Paulus, Numa und Abraham die nämliche Glückseligkeit genößen. Dieser Ansicht huldigten eine Unzahl gemäßigter Gelehrten: sie hielten es für abscheulich, den Vater der Natur als den Tyrannen beinahe des ganzen Menschengeschlechts und als den Wohlthäter einiger wenigen Menschen in einigen kleinen Landstrichen zu betrachten. Diese Gelehrten haben sich ohne Zweifel getäuscht: aber wie menschlich ist es, sich so zu täuschen!

Die Religion Zwinglis nannte man später Calvinismus. Calvin gab ihr den Namen, wie Americus Vespucius ihn der von Columbus entdeckten neuen Welt gab. So sah man in wenigen Jahren 3 neue

Kirchen aus dem Mittelpunkt der Vereinigung hervorgehen und sich selbst regieren, die Luthers, die Zwinglis und die englische. Die französische wurde, ob sie gleich nie mit ihrem Oberhaupt gebrochen hatte, in Rom doch als ein abgesondertes Mitglied betrachtet, wegen einiger Artikel, als wegen der Gewalt der Kirchenversammlungen, wegen der Trüglichkeit des ersten Bischofs, wegen einiger Rechte des Episcopats, wegen der Gewalt der päpstlichen Gesandten, wegen der Ernennung zu geistlichen Stellen, wegen der Abgaben, die Rom forderte.

Die große christliche Gemeinschaft glich in einem Punkte den heidnischen Reichen, die bei ihrem Beginnen arme Republiken gewesen waren. Diese Republiken wurden mit der Zeit reiche Monarchien, und diese Monarchien verloren einige Provinzen, welche wieder Republiken wurden.

Hundert und dreißigstes Kapitel.

Fortschritte der lutherischen Religion in Schweden, Dänemark und Deutschland.

Dänemark und ganz Schweden bekannten sich zu dem Lutherthum, das man die evangelische Religion nannte (1523). Als die Schweden das Joch der römisch-katholischen Bischöfe abschüttelten, hörten sie nur auf die Beweggründe der Rache, von einigen Bischöfen und besonders von den Erzbischöfen von Upsala, den Primaten des Königreichs, lange unterdrückt, wurden sie vollends erbost über die Barbarei, deren sich der letzte Erzbischof, Namens Troll, erst vor drei Jahren schuldig gemacht hatte (1520). Dieser Erz-

bischof, der Minister und Mitschuldige Christierns II., des Tyrannen von Dänemark und Schweden, dem man den Beinamen eines Nero des Nordens gab, war ein eben so grausames und verabscheuungswürdiges Ungeheuer, als Christiern, er hatte von dem Papste eine Bulle gegen den Senat von Stockholm erhalten, der sich sowohl seinen Plünderungen, als den Anmaßungen Christierns widersetzt hatte: aber als alles ruhig geworden war, und die beiden Tyrannen Christiern und der Erzbischof auf eine Hostie geschworen hatten, das Vergangene zu vergessen, lud der König zwei Bischöfe, den ganzen Senat und vier und neunzig Adelige zum Nachtessen in seinen Palast ein. Man speiste, war sicher und froh, als Christiern und der Erzbischof die Tafel verließen, und kurz darauf von Trabanten und Henkern begleitet zurückkehrten. Der Erzbischof ließ, die Bulle des Papstes in der Hand, alle Gäste niedermachen, dem Großprior des Ordens des heiligen Johannes von Jerusalem schlitzte man den Bauch auf und riß ihm das Herz heraus.

Dieses Fest der beiden Tyrannen endigte mit der Hinrichtung von mehr als 600 Bürgern ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts.

Die beiden Ungeheuer, welche wegen der Ermordung des Großpriors des Johanniter-Ordens den Tod verdient hatten, starben ruhig in ihrem Bette, aber der Erzbischof, nachdem er in einer Schlacht verwundet, Christiern, nachdem er entthront worden war. Der berühmte Gustav Wasa befreite, wie wir bereits erwähnt haben, sein Vaterland von dem Tyrannen (1523); und als die vier Stände des Königreichs ihm die Krone zuerkannt hatten, zögerte er nicht, eine Religion auszurotten, die man zu so abscheulichen Verbrechen mißbraucht hatte.

Die lutherische Religion wurde nun ohne Wider-

spruch in Schweden und Dänemark angenommen, kurz nachdem der Tyrann aus seinen beiden Staaten verjagt worden.

Luther galt nun für den Apostel des Nordens, und genoß seinen Ruhm in Frieden. Nach dem Jahr 1525 bekannten sich Sachsen, Braunschweig, Hessen und die Städte Strasburg und Frankfurt zu seiner Lehre.

Gewiß ist es, daß die römische Kirche einer Verbesserung bedurfte, der Papst Hadrian, der Nachfolger Leo's X., gestand es selbst zu. Eben so gewiß ist es aber auch, daß wenn es in der christlichen Welt keine Gewalt gegeben, die den Sinn der Schrift und die Lehren der Religion festgesetzt hätte, es eben so viel Secten gegeben hätte, als Menschen, welche lesen konnten; denn der göttliche Gesetzgeber hat nicht geruht etwas zu schreiben; seine Schüler haben nur über sehr weniges geschrieben, und es auf eine Art dargestellt, daß es zuweilen sehr schwer ist, sie nur zu verstehen, beinahe jedes Wort kann einen Streit erwecken; aber auch eine Gewalt, die das Recht hätte, in dem Namen Gottes immer über die Menschen zu gebieten, würde bald eine solche Macht mißbrauchen. Das menschliche Geschlecht schwankt oft bei der Religion wie bei der Regierung zwischen Tyrannei und Anarchie, im Begriff in einen dieser beiden Abgründe zu fallen.

Die Kirchenverbesserer Deutschlands, welche dem Evangelium Wort für Wort folgen wollten, gaben einige Jahre nachher ein neues Schauspiel; sie erklärten ein anerkanntes Gesetz, das allem Anscheine nach von jedem Eingriffe frei seyn sollte, für ungültig; nämlich das Gesetz, nur Eine Frau zu haben, ein Gesetz, worauf die Ruhe der Staaten und Familien in der ganzen Christenheit zu beruhen scheint, das aber bisweilen von traurigen Folgen ist und wohl, wie so viele andere Gesetze, eine Ausnahme zulassen kann. In man-

chen Fällen verlangt es das Interesse der Familien, vornehmlich aber das Interesse des Staates, daß man noch bei Lebzeiten der ersten Frau eine zweite heirathet, wenn die erste keinen Erben geben kann. Das Naturgesetz vereinigt sich hier mit dem öffentlichen Wohle, und da es der Zweck der Ehe ist, Kinder zu haben, so würde es widersinnig seyn, das einzige Mittel zu verschmähen, das zu diesem Zwecke führt.

Man kennt nur Einen Papst, der auf dieses Naturgesetz hörte, es ist Gregor II., der in seinem berühmten Erlaß vom Jahre 726. erklärte, „daß wenn ein Mann eine schwächliche Gattin, die zu den ehelichen Verrichtungen untauglich sey, habe, er eine zweite nehmen könne, vorausgesetzt, daß er die erste versorge.“ Luther ging noch viel weiter als der Papst Gregor II.: Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen, wollte noch bei Lebzeiten seiner Gemahlin Christine von Sachsen, die nicht schwächlich war, und von der er Kinder hatte, ein junges Fräulein Catharina von Saal, in die er verliebt war, heirathen. Was vielleicht noch sonderbarer erscheint, ist das, daß, wie aus den Urkunden, welche man über diese Angelegenheit hat, erhellt, Zartheit des Gewissens an dem Plane dieses Fürsten Theil hatte. Es ist eines der großen Beispiele der Schwachheit des menschlichen Geistes: dieser sonst weise und feine Mann schien aufrichtig zu glauben, daß er mit der Erlaubniß Luthers und seiner Genossen ein Gesetz übertreten könne, das er anerkannte. Er stellte nun den Oberhäuptern seiner Kirche vor, daß seine Gattin, die Prinzessin von Sachsen, häßlich sey, schlecht denke und sich oft betrinke;“ weiter gesteht er in seiner Bittschrift mit vieler Natürlichkeit, daß er oft in Hurerei verfallen sey, und daß seine Leibesbeschaffenheit ihm dieses Vergnügen nothwendig mache; aber zugleich läßt er, was nicht so na-

türlich ist, seine Lehrer auf eine feine Art merken, daß, wenn sie ihm diese Lossprechung nicht ertheilen, er sich dieselbe leicht von dem Papste erbitten könne.

Luther versammelte eine kleine Synode in Wittenberg, die aus sechs Reformatoren bestand. Sie fühlten, daß sie ein Gesetz verletzen müßten, das ihre Partei einmal angenommen hatte. Das Natur-Gesetz allein sprach zu Gunsten des Landgrafen; die Natur hatte ihm das Dreifache von dem gegeben, wovon andre gewöhnlich nur das Zweifache haben; aber er bringt diesen natürlichen Grund in seiner Bittschrift nicht bei.

Der Erlaß Gregor II., der zwei Frauen erlaubt, hatte keine Gültigkeit und berechtigte niemand dazu: die Beispiele von Polygamie, welche mehrere christliche und vornehmlich gothische Könige gegeben hatten, wurden von allen Christen nur als Mißbräuche betrachtet. Wenn der Kaiser Valentinian noch bei Lebzeiten der Severa, seiner Gemahlin, Justina heirathete, wenn mehrere fränkische Könige zwei oder drei Frauen auf einmal hatten, so hatte die Zeit die Erinnerung daran beinahe ganz verwischt. Die Synode von Wittenberg betrachtete die Ehe nicht als ein Sacrament, sondern nur als einen bürgerlichen Vertrag; sie sagte, die Kirchenzucht lasse die Ehescheidung zu, obgleich das Evangelium sie verbiete, sie sagte, das Evangelium gebiete nicht ausdrücklich die einfache Ehe: aber endlich sah sie das Aergerniß so deutlich ein, daß sie es den Augen des Volks so viel als möglich entzog. Die Erlaubniß zur Vielweiberei wurde unterzeichnet. Die Beischläferin wurde sogar mit Beistimmung der rechtmäßigen Gemahlin geheirathet; was seit Gregor die Päpste, deren übermäßige Gewalt Luther doch angriff, nie gewagt hatten, that er, ohne irgend eine Gewalt zu haben. Die Lossprechung wurde zwar insgeheim gegeben, aber die Zeit entschleiert alle Geheimnisse dieser Art; daß die-

ses Beispiel keine Nachahmer gefunden hat, kommt nur daher, daß ein Mann selten zwei Weiber bei sich behalten könnte, deren Eifersucht nicht einen beständigen Hauskrieg erregen, und drei Menschen unglücklich machen wird.

Cowper, Kanzler von England zur Zeit Karls II., heirathete insgeheim eine zweite Frau mit Beistimmung der ersten: er schrieb ein kleines Buch zu Gunsten der Vielweiberei, und lebte glücklich mit seinen zwei Frauen; aber solche Fälle sind selten.

Das Gesetz, das den Morgenländern Vielweiberei erlaubt, wird von allen Gesetzen am wenigsten von Privatpersonen benutzt. Man hat Beischläferinnen, aber in Konstantinopel giebt es nicht vier Türken, welche mehrere Frauen haben.

Wenn nicht Neuerungen diese friedlichen Aergernisse herbeigeführt hätten, wäre die Welt allzu glücklich gewesen; aber Deutschland war ein Schauplatz solcher traurigen Auftritte.

Hundert und ein und dreißigstes Kapitel.

Die Wiedertäufer.

Zwei Schwärmer, Storch und Münzer, aus Sachsen gebürtig, bedienten sich einiger Stellen der heiligen Schrift, die sagen, man sey kein Schüler Christi, wenn man nicht vom heiligen Geiste begeistert sey: sie behaupteten es zu seyn.

(1523) Es sind die ersten Schwärmer, von denen man in dieser Zeit sprechen hörte: sie wollten, man

sollte die Kinder wieder taufen, weil Christus erst als erwachsen getauft worden sey: daher der Name Wiedertäufer. Sie sagten aus, sie seyen vom heiligen Geiste begeistert, und abgesandt, die römische und lutherische Religion zu verbessern, und jeden, der sich ihrem Evangelium widersetze, zu tödten, indem sie sich auf die Worte stützten: „ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“

Luthern war es gelungen, die Fürsten, die Herren, die Obrigkeiten gegen den Papst und die Bischöfe zu empören. Münzer empörte die Bauern gegen alle diese. Er und seine Schüler wandten sich an die Landbewohner von Schwaben, Meißen, Thüringen und Franken: sie enthüllten ihnen die gefährliche Wahrheit, die in allen Herzen wohnet, daß alle Menschen gleich geboren seyen; und daß, wenn die Päpste die Fürsten wie Unterthanen behandelt haben, die Fürsten die Bauern wie Thiere behandeln.

In der That wäre die Erklärung, welche diese Wilden unter dem Namen von Menschen, die das Land bauen, geben, von Lykurg unterzeichnet worden; sie verlangten, man solle sie des Zehntens von dem Getreide entheben; man solle einen Theil zur Erleichterung der Armen gebrauchen; man solle ihnen die Jagd und den Fischfang frei geben, damit sie sich ernähren könnten, Luft und Wasser sollen frei seyn, man solle ihre Frohndienste erleichtern und ihnen Holz lassen, damit sie sich wärmen könnten; sie forderten die Rechte des Menschengeschlechts, aber sie behaupteten dieselben wie wilde Thiere. Die Grausamkeiten, welche wir die Gemeinden Frankreichs und in England zur Zeit der Könige Karls VI. und Heinrichs V. haben ausüben sehen, erneuerten sich in Deutschland, und wurden durch den Geist der Schwärmerei noch abscheulicher.

Münzer besetzte Mühlhausen in Thüringen, wo er

Gleichheit predigte, uud ließ das Geld der Einwohner vor sich bringen, indem er Uneigennützigkeit predigte (1525). Die Bauern empörten sich von Sachsen bis zum Elsaß; alle Adelige, welche sie trafen, machten sie nieder, und erwürgten eine natürliche Tochter des Kaisers Maximilian I.: das merkwürdige dabei ist, daß, nach dem Beispiele der alten Sclaven, die sich auch empört hatten, und nicht die Fähigkeit in sich fühlten, sich selbst zu regieren, den einzigen von ihrem Herrn, der dem Blutbad entronnen war, zu ihrem König wählten, diese Bauern einen Edelmann an ihre Spitze stellten.

Sie verheerten alle Gegenden in Deutschland, wohin sie drangen; aber bald hatten sie das Schicksal aller Haufen, welche keinen tauglichen Anführer haben; nachdem sie schreckliches Unheil angerichtet hatten, wurden sie von regelmäßigen Truppen ausgerottet. Münzer, der sich zu einem Mahomet hatte erheben wollen, starb zu Mühlhausen auf dem Schaffot (1525); Luther, der keinen Theil an diesen Ausschweifungen hatte, aber, doch ohne seinen Willen die Ursache davon gewesen war, weil er zuerst die Schranken des Gehorsams gebrochen hatte, verlor nichts von seinem Ansehn, und blieb nichts desto weniger der Prophet seines Vaterlandes.

Hundert und zwei und dreißigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Es war weder Kaiser Karl V. noch seinem Bruder Ferdinand möglich, die Fortschritte der Kirchenverbesserung aufzuhalten. Umsonst machte der Reichstag von

Speier gemäßigte Friedensvorschläge (1529); vierzehn Städte und mehrere Fürsten protestirten gegen diese Erklärung von Speier: es war jene Protestation, die später allen Feinden Roms den Namen Protestanten verschaffte. Lutheraner, Zwinglianer, Oecolampadianer, Karlstädter, Calvinisten, Presbyterianer, Puritaner, die große englische Kirche und die kleine englische Kirche; alle sind heut zu Tag unter diesem Namen begriffen. Es ist eine ungeheure Republik, die aus mehreren Parteien besteht, welche sich alle gegen ihre gemeinschaftliche Feindin Rom vereinigten (1530). Die Lutheraner legten ihr Glaubensbekenntniß in Augsburg vor; und dieses Bekenntniß wurde ihr Compaß; der dritte Theil von Deutschland hing ihm an; die Fürsten dieser Partei verbanden sich schon gegen die Macht Karls V., gleichwie gegen Rom; aber es floß noch kein Blut für die Sache Luthers in dem Reiche; nur die Wiedertäufer verheerten, von ihrer blinden Wuth hingerissen, und durch das Beispiel ihres Anführers Münzer nur wenig eingeschüchtert, Deutschland im Namen Gottes (1534). Noch nie hatte Schwärmerei eine solche Wuth in der Welt entflammt. Alle die Bauern, welche sich für Propheten hielten, und nichts aus der heiligen Schrift wußten, als daß man die Feinde des Herrn ohne Mitleiden niedermachen müsse, begaben sich in starker Anzahl nach Westphalen, welches damals das Vaterland der Thorheit war: sie eroberten die Stadt Münster, und verjagten den Bischof. Zuerst nun wollten sie die Theocratie der Juden einführen und allein von Gott regiert seyn: als aber ihr erster Prophet Matthias getödtet worden war, versicherte sie ein Schneidergesell, genannt Johann von Leyden, aus Leyden in Holland gebürtig, daß Gott ihm erschienen sey, und ihn zum König erwählt habe. Er sagte es, und man glaubte ihm.

Er wurde mit ungeheurer Pracht gekrönt: man sieht noch Münzen, die er schlagen ließ; sein Wappen bestand aus zwei Schwertern in der nämlichen Stellung, wie die Schlüssel des Papstes. Herrscher und Prophet zugleich, sandte er zwölf Apostel aus, welche sein Reich in ganz Norddeutschland verkündigen sollten. Nach dem Beispiele der Könige von Israel wollte er mehrere Weiber haben, und heirathete zehn auf einmal. Einer von ihnen, welche gegen sein Ansehn gesprochen hatte, hieb er in Gegenwart der andern den Kopf ab, worauf diese entweder aus Furcht oder aus Schwärmerei mit ihm um den Leichnam ihrer Gefährtin tanzten.

Einen Vorzug hatte der Propheten-König, der bei Räubern und Gewaltherrschern selten ist; er war tapfer: er vertheidigte mit unerschrockenem Muthe ein ganzes Jahr lang Münster gegen seinen Bischof Waldeck; und selbst in der äußersten Hungersnoth schlug er jeden Vergleich aus (1536). Endlich wurde er durch Verrath der Seinigen mit den Waffen in der Hand gefangen. Seine Gefangenschaft benahm ihm nichts von seinem unerschütterlichen Muthe: als der Bischof ihn fragte, wie er es habe wagen können, sich zum Könige erwählen zu lassen? fragte ihn der Gefangene seinerseits, wie ein Bischof es wagen könne, ein weltlicher Herr zu seyn? „Ich bin von meinem Capitel gewählt worden,“ sagte der Prälat; „und ich von Gott selbst,“ versetzte Johann von Leyden. Nachdem ihn der Bischof einige Zeit lang von Stadt zu Stadt, wie ein Ungeheuer, hatte sehen lassen, ließ er ihn mit glühenden Zangen zwicken. Aber die Begeisterung der Wiedertäufer wurde durch die Todesstrafe, welche dieser König und seine Genossen erlitten, nicht erstickt: ihre Brüder in den Niederlanden waren im Begriff, Amsterdam zu überfallen. Man rottete aus, was man von Verschworenen fand, alle Wiedertäufer, welche man in den

vereinigten Niederlanden antraf, wurden behandelt wie einst die Holländer von den Spaniern; man ertränkte, erdrosselte, verbrannte sie; Verschworene oder Nichtverschworene, Aufrührerische und Friedliche, über alle in ganz Norddeutschland fiel man her wie über Ungeheuer, von denen man die Erde reinigen wollte.

Indeß ist die Secte noch sehr zahlreich, besiegelt von dem Blute der Proselyten, welche sie Märtyrer nennen, aber ganz verschieden von der ursprünglichen: die Nachfolger dieser blutdürstigen Schwärmer sind die friedlichsten aller Menschen, mit ihren Gewerben und Handwerken beschäftigt, arbeitsam und menschenfreundlich; man hat kein Beispiel von einer so großen Veränderung; aber da sie kein großes Aufsehn in der Welt machen, so hält man es nicht der Mühe werth, zu beobachten, ob sie sich geändert haben, oder nicht, ob sie boshaft oder tugendhaft sind.

Zur Veränderung ihrer Sitten hat vorzüglich das beigetragen, daß sie sich zu der Partei der Unitarier geschlagen, das heißt, derer, welche nur Einen Gott anerkennen, und als Verehrer Christi ohne viele Glaubenssätze und ohne Streit leben, Menschen, die von allen andern Gemeinden geächtet sind, aber mitten unter ihnen im Frieden leben. So sind sie das Gegentheil der Christen; diese waren anfangs friedliche und im Verborgenen leidende Brüder, und nachher unsinnige und barbarische Frevler. Die Wiedertäufer waren zuerst Barbaren und nachher sanftmüthige und weise Menschen.

Hundert und drei und dreißigstes Kapitel.

Genf und Calvin.

So sehr die Wiedertäufer verdienten, daß man in allen Winkeln Europas die Sturmglocken gegen sie läutete, so sehr empfahlen sich die Protestanten dem Volke durch die Art, womit ihre Kirchenverbesserung an mehreren Orten eingeführt wurde. Die Obrigkeit von Genf ließ den ganzen Monat Juni hindurch im Jahre 1535 Sätze öffentlich vertheidigen, man lud Katholiken und Protestanten aus allen Ländern dazu ein. Vier Schreiber setzten alles auf, was wesentliches für und wider dieselben vorgebracht wurde; endlich prüfte der große Rath der Stadt zwei Monate lang das Ergebniß dieser Besprechungen. Ebenso war man in Zürch und Bern verfahren, aber nur auf eine minder rechtmäßige Art und mit weniger Gründlichkeit und Umständlichkeit. Endlich verdammte der Rath die römische Religion, und man sieht noch heut zu Tage an dem Rathhause der Stadt folgende Inschrift auf eine eherne Tafel gegraben: „Zum Andenken an die Gnade, die uns Gott dadurch erwiesen hat, daß wir das Joch des Antichrists abgeschüttelt, den Aberglauben abgeschafft und unsre Freiheit wieder gewonnen haben."

Die Genfer gewannen in der That ihre wahre Freiheit wieder. Der Bischof, der mit dem Herzog von Savoyen und mit dem Volke um die Oberhoheit über Genf gestritten hatte, wurde nach dem Beispiele so vieler deutschen Prälaten gezwungen zu fliehen, und die Regierung den Bürgern zu überlassen. Es gab lange Zeit zwei Parteien in der Stadt, die der Protestan-

ten und die der Katholiken: die Protestanten nannten sich Egnoten, was von dem Worte Eidgenossen herkommt. Die Egnoten zogen einen Theil der entgegengesetzten Partei auf ihre Seite, und verjagten den Rest. Daher bekamen die Reformirten in Frankreich den Namen Egnoten oder Huguenoten, ein Wort, dem die meisten französischen Schriftsteller später einen falschen Ursprung angedichtet haben.

Die Reformation stellte überhaupt Strenge der Sitten dem Aergerniß entgegen, welches damals die Katholiken gaben. Unter der Regierung des Fürstbischofs von Genf gab es in der Stadt öffentliche Hurenhäuser; die von den Gesetzen beschützten Freudenmädchen zahlten dem Prälaten eine Abgabe, die Obrigkeit wählte alle Jahre eine Hurenkönigin, damit alles mit Ordnung und Anstand vor sich ginge. Man könnte diese Ausschweifung gewissermaßen damit entschuldigen, daß es damals schwerer war, als heut zu Tage, verheirathete Frauen oder ihre Töchter zu verführen. Aber es fielen empörende Auftritte vor, denn nachdem man die Klöster in Genf abgeschafft hatte, fand man geheime Wege, welche von den Franziscaner-Klöstern in die Frauenklöster führten; zu Lausanne entdeckte man in der Kapelle des Bischofs eine kleine Thür hinter dem Altar, die man noch sehen kann, und die durch einen unterirdischen Gang zu den Nonnen der Nachbarschaft führte.

Die Religion der Genfer war der schweizerischen nicht ganz gleich, aber es fand nur ein geringer Unterschied statt, und ihr Verkehr wurde nicht dadurch gestört. Der berühmte Calvin, den wir als den Apostel von Genf betrachten, hatte keinen Theil an dieser Veränderung; einige Zeit nachher flüchtete er sich in diese Stadt, aber zuerst wurde er daraus verjagt, weil seine Lehre nicht ganz mit der herrschenden überein-

stimmte; späterhin kehrte er dahin zurück, und erhob sich zum Papste der Protestanten.

Sein eigentlicher Name war Chauvin. Er war im Jahre 1509 zu Noyon geboren; er verstand lateinisch, griechisch und die schlechte Philosophie seiner Zeit. Er schrieb besser als Luther, war aber ein schlechterer Redner. Beide waren arbeitsam und ernst, aber hart und heftig; beide brannten vor Eifer sich auszuzeichnen und jene Herrschaft über die Gemüther zu gewinnen, welche der Eigenliebe so sehr schmeichelt, und aus einem Gottesgelehrten eine Art von Eroberer macht.

Weniger unterrichtete Katholiken, welche im Allgemeinen wissen, daß Luther, Zwingli und Calvin sich verheirathet haben, und daß Luther dem Landgrafen von Hessen zwei Frauen hatte erlauben müssen, glauben, diese Stifter hätten sich durch reizende Verführungen eingeschmeichelt, und den Menschen ein schweres Joch abgenommen, um ihnen ein leichtes aufzulegen. Aber es ist ganz das Gegentheil; sie hatten strenge Sitten; ihre Reden waren voll Bitterkeit. Wenn sie die Ehelosigkeit der Priester verdammten, wenn sie die Thore der Klöster öffneten, geschah es nur deßwegen, um die menschliche Gesellschaft in Klöster zu verwandeln. Spiele und Schauspiele waren bei den Reformirten verboten; Genf hat mehr als 200 Jahre lang kein Tonwerkzeug bei sich geduldet. Sie schafften die Ohrenbeichte ab, und verlangten eine öffentliche; in der Schweiz, in Schottland und in Genf war sie es, so wie die Kirchenbuße. Man findet nicht leicht Beifall bei den Menschen, am wenigsten in unsern Tagen, wenn man ihnen nur Leichtes und Einfaches vorschlägt; der härteste Lehrmeister ist der beliebteste; sie nahmen den Menschen den freien Willen, und man lief ihnen zu. Weder Luther, noch Calvin noch die Andern

verständigten sich über das heilige Abendmahl; der eine sah, wie ich schon erwähnt habe, Gott in Brot und Wein, wie Feuer in einem glühenden Eisen; der andre, wie die Taube, in welcher der heilige Geist war. Calvin veruneinigte sich anfangs mit den Genfern, welche gesäuertes Brot genossen, er verlangte ungesäuertes. Er flüchtete sich nach Strasburg, denn er konnte nicht nach Frankreich zurückkehren, wo damals Scheiterhaufen aufgerichtet waren, und wo Franz I. die Protestanten verbrennen ließ, während er mit ihren deutschen Brüdern ein Bündniß schloß. Nachdem er in Strasburg die Wittwe eines Wiedertäufers geheirathet, kehrte er endlich nach Genf zurück; er genoß im Abendmahl gesäuertes Brod, wie die andern und erwarb sich eben so viel Ansehn, als Luther in Sachsen hatte.

Er brachte die Lehrsätze und die Kirchenzucht in Ordnung, die alle sogenannten Calvinisten in Holland und der Schweiz und in England befolgen, und worüber man sich in Frankreich so lange stritt. Er war es, der die Kirchenversammlungen, die Consistorien, die Diaconen und die Form der Gebete und der Predigten anordnete. Er führte sogar eine consistorialische Gerichtsbarkeit ein, die das Recht des Kirchenbanns hatte.

Seine Religion ist einem republikanischen Geiste gemäß, und doch hatte Calvin tyrannische Gesinnungen.

Dieß kann man aus der Verfolgung schließen, die er gegen Castalio, der gelehrter als er war, verhängte, und den seine Eifersucht aus Genf vertrieb, und aus dem grausamen Tode, den er lange Zeit nachher den unglücklichen Michael Servet sterben ließ.

Hundert und vier und dreißigstes Kapitel.

Calvin und Servet.

Michael Servet aus Villanuova in Aragonien, ein sehr gelehrter Arzt, verdiente den friedlichen Ruhm zu genießen, lange vor Harvey den Umlauf des Blutes entdeckt zu haben; aber er vernachlässigte eine nützliche Kunst über gefährlichem Wissen; er schrieb über die Präfiguration Christi in dem Logos, von dem Anschauen Gottes, von dem Wesen der Engel, von dem Genuß des heiligen Abendmahls; er nahm zum Theil die alten von Sabellius, Eusebius und Arius aufgestellten Sätze an, welche im Morgenlande galten, und im sechszehnten Jahrhundert von Lälius Socinus ergriffen und in der Folge in Polen, England und Holland angenommen wurden.

Um von den wenig gekannten Ansichten dieses Mannes, den allein sein grausamer Tod berühmt gemacht hat, eine Vorstellung zu erhalten, wird es vielleicht hinreichen, wenn wir folgende Stelle aus seinem Buche über die Dreieinigkeit anführen: „Wie der Keim der Zeugung in Gott war, ehe der Sohn wirklich erschaffen wurde, so hat der Schöpfer gewollt, daß diese Ordnung bei allen Zeugungen beobachtet werde. Da der substantielle Saamen Christi und alle zum Saamen gehörige Ursachen und Urformen wirklich in Gott sind u. s. w." Wenn man diese Worte liest, glaubt man Origenes zu lesen, und bis auf das Wort Christus glaubt man Plato zu lesen, den die ersten christlichen Gottesgelehrten als ihren Lehrer betrachteten.

Servet war bei seiner dunkeln Metaphysik so treuherzig, daß er von Vienne in der Dauphiné, wo er sich einige Zeit aufhielt, an Calvin über die Dreieinig-

keit schrieb. Sie stritten mit einander in Briefen; von dem Streite kam Calvin auf Schmähungen, von Schmähungen zu jenem theologischen Hasse, dem unversöhnlichsten von allen. Calvin bekam durch Verrätherei die Bogen eines Werks, das Servet heimlich drucken ließ; er sandte sie mit den Briefen, die er von ihm empfangen hatte, nach Lyon, eine Handlung, die hinreichend wäre, ihn auf immer zu entehren; denn die sogenannten Rechte der Gesellschaft sind billiger und strenger, als alle Kirchenversammlungen. Calvin ließ Servet durch einen Bevollmächtigten anklagen. Welch eine Rolle für einen Apostel! Servet, der wußte, daß man in Frankreich jeden Neuerer ohne Mitleid verbrenne, floh, während man ihm das Urtheil sprach. Unglücklicher Weise kam er durch Genf, Calvin wußte es, gab ihn an, und ließ ihn in dem Gasthof zur Rose gefangen nehmen, als er gerade im Begriff war, abzureisen. Man nahm ihm 97 Goldstücke, eine goldne Kette und sechs Ringe. Es war ohne Zweifel gegen das Völkerrecht, einen Fremden zu verhaften, der kein Verbrechen in der Stadt begangen hatte; aber auch Genf hatte ein Gesetz, das man wohl nachahmen dürfte, nämlich daß der Angeber mit dem Angeklagten verhaftet wird. Deßhalb ließ Calvin die Sache durch einen seiner Schüler, der ihn bediente, bei der Obrigkeit angeben.

Der nämliche Johann Calvin hatte früher Duldsamkeit gepredigt, wie man aus seinen eignen Worten in einem seiner gedruckten Briefe lesen kann: „im Fall einer andrer Meinung seyn und Bedenken tragen sollte, sich der Worte Dreieinigkeit und Person u. s. w. zu bedienen, so halten wir dieß für keinen Grund, ihn von uns zu stoßen, wir müssen ihn dulden, ohne ihn aus der Kirchengemeinschaft auszuschlie-

ßen und ihn wie einen Ketzer irgend einem Tadel zu unterwerfen."

Aber Johann Calvin änderte seine Ansicht, sobald er sich der Wuth seines theologischen Hasses überließ: er forderte Duldsamkeit, so lange er sie in Frankreich für sich nöthig hatte, in Genf aber bewaffnete er sich mit Unduldsamkeit. Er gab nach der Hinrichtung Servets ein Buch heraus, in dem er zu beweisen suchte, daß man die Ketzer bestrafen müsse.

Als sein Feind in Ketten war, überhäufte er ihn mit Schmähungen und Mißhandlungen, wie es die Feigen machen, wenn sie die Oberhand gewinnen. Endlich brachte er es dadurch, daß er den Richtern anlag, das Ansehn seiner Beichtkinder gebrauchte, schrie und schreien ließ, daß Gott die Hinrichtung des Michael Servet verlange, dahin, daß er lebendig verbrannt wurde, und frohlockte über seine Hinrichtung, er, der, wenn er einen Fuß nach Frankreich gesetzt hätte, selbst verbrannt worden wäre, er, der seine Stimme so laut gegen die Verfolgungen erhoben hatte.

Diese unter dem Namen der Gerechtigkeit begangene Grausamkeit könnte als ein Spott gegen das Völkerrecht betrachtet werden; war ein Spanier, der durch eine fremde Stadt reiste, dieser Stadt dafür verantwortlich, daß er seine Ansichten bekannt gemacht hatte, ohne je in dieser Stadt oder in einem von ihr abhängigen Orte seine Lehrmeinungen aufgestellt zu haben?

Was die Erbitterung und das Mitleid noch vermehrt, ist, daß Servet in den Werken, die er herausgab, die ewige Göttlichkeit Christi ausdrücklich anerkannte. Er erklärte in dem Laufe seiner Abhandlung, er sey vollkommen überzeugt, daß Christus der Sohn Gottes von Ewigkeit her von dem Vater erzeugt, und von dem heiligen Geiste in dem Schoos der

Jungfrau Maria empfangen worden sey. Calvin legte, um ihn zu stürzen, einige geheime Briefe dieses Unglücklichen vor, die er lange Zeit vorher in kühnen Worten an seine Freunde geschrieben hatte.

Diese schreckliche That geschah im Jahre 1553. achtzehn Jahre nachdem Genf sein Urtheil über den römischen Glauben ausgesprochen hatte; aber ich setze sie her, um den Charakter Calvins, welcher der Apostel Genfs und der Reformirten in Frankreich wurde, besser hervor zu heben. Heut zu Tage scheint man der Asche Servets ehrenvolle Abbitte zu thun; gelehrte Geistliche der protestantischen Kirche und selbst große Philosophen haben seine und Socins Ansichten angenommen; ihre Religion ist die Anbetung Gottes durch die Vermittlung Christi. Wir erzählen hier nur die Thaten und Meinungen, ohne uns in Streitigkeiten einzulassen, indem wir das achten, was wir achten müssen, und uns einzig an geschichtliche Treue halten.

Den letzten Zug in dem Charakter Calvins können wir aus einem eigenhändigen Brief nehmen, der noch in dem Schlosse von Bastie Roland bei Montelimar aufbewahrt wird; er ist an den Marquis von Poet, den Großkanzler des Königs von Navarra, gerichtet, und vom 30. Sept. 1561 datirt.

„Ehre, Ruhm und Reichthum werden der Lohn Ihrer Bemühungen seyn; ermangeln Sie nicht, das Land von jenen tollen Eiferern zu befreien, die das Volk zum Aufruhr gegen uns reizen; solche Ungeheuer müssen vertilgt werden, wie ich es mit dem Spanier Michael Servet gemacht habe.“

Johann Calvin hat sich in Genf, wo er anfangs so ungern aufgenommen wurde, eine solche Herrschaft angemaßt, daß er, als er einst erfuhr, die Frau eines Generalcapitains, welcher in der Folge erster Syndicus wurde, habe nach dem Nachtessen mit ihrer Fa-

milie und einigen Freunden getanzt, diese zwang, in Person vor dem Consistorium zu erscheinen, und dort ihren Fehler anzuerkennen, und daß Peter Ameaux ein Staatsrath, der angeklagt war, übel von Calvin geredet und gesagt zu haben, er sey ein schlechter Mensch, er sey nur ein Picarde und predige eine falsche Lehre, ob er gleich um Gnade bat, verurtheilt wurde, im Hemd, mit bloßem Haupt und einer Fackel in der Hand in der ganzen Stadt schmähliche Abbitte zu thun.

Die Laster der Menschen hingen oft an Tugenden; diese Härte Calvins war mit der größten Uneigennützigkeit gepaart. Er hinterließ bei seinem Tode nicht mehr als 120 Goldthaler am Werthe. Seine unermüdete Thätigkeit kürzte seine Tage, aber verschaffte ihm einen berühmten Namen und großes Ansehn.

Man hat noch Briefe von Luther, die ebenso wenig von einer friedlichen und menschenfreundlichen Gesinnung zeugen als die calvinischen. Die Katholiken können nicht begreifen, daß die Protestanten solche Männer als Apostel anerkennen; die Protestanten antworten, sie rufen die, welche bei der Verbesserung der Kirche gedient haben, nie an, sie seyen weder Lutheraner, noch Zwinglianer, noch Calvinisten; sie glauben den Lehrsätzen der ersten Kirche zu folgen; sie canonisiren weder Luthers noch Calvins Märtyrerthum, und die Härte ihres Charakters könne in den Herzen der Reformirten ihre Ansichten ebenso wenig verhaßt machen, als die Sitten Alexanders VI. und Leo's X., und die grausamen Verfolgungen der römischen Kirche in den Herzen der Katholiken schaden.

Diese Antwort ist weise, und heut zu Tage scheint bei den feindlichen Parteien Mäßigung an die Stelle der vormaligen Erbitterung getreten zu seyn. Wenn dieser blutdürstige Geist immer bei der Religion vorge-

waltet hätte, würde Europa ein ungeheurer Todtenacker seyn. Der Geist der Philosophie hat endlich die Schwerter stumpf gemacht. Aber mußte man mehr als 200 Jahre lang von jener unsinnigen Wuth leiden, um ruhige Tage zu erhalten?

Diese Erschütterungen und die daraus entstandenen Kriege, welche so viele Güter der Kirche in die Hände der Laien gebracht hatten, bereicherten keinesweges die Gottesgelehrten, welche diese Kriege erregt hatten. Es ging ihnen wie denen, welche zum Angriff blasen, und keinen Theil an der Beute erhalten. Die protestantischen Geistlichen hatten ihre Stimmen so laut gegen die Reichthümer der Geistlichkeit erhoben, daß sie sich des Wohlstandes wegen einer Sache enthalten mußten, die sie verdammten; und beinahe alle Fürsten zwangen sie zu diesem Wohlstande. Sie wollten in Frankreich herrschen, und hatten in der That dort schon großes Ansehn; aber endlich wurden sie daraus verjagt, und ihnen bei Todesstrafe verboten, dort wieder zu erscheinen. Ueberall, wo ihre Religion eingeführt wurde, wurde auch ihre Gewalt durch die Fürsten oder die Obrigkeiten der Freistaaten in enge Gränzen gezwängt.

Die calvinistischen nnd lutherischen Geistlichen erhielten überall Gehalte, die ihnen keinen Aufwand gestatteten. Die Einkünfte der Klöster fielen beinahe überall dem Staate anheim und wurden zu milden Stiftungen verwendet. In Deutschland sind keine protestantischen Bischöfe reich geblieben, als die von Lübeck und Osnabrück. Sie werden, wenn Sie den Blick auf die Folgen dieser Revolutionen werfen, den seltsamen aber friedlichen Vertrag finden, wodurch der westphälische Friede dieses Bisthum von Osnabrück wechselsweise katholisch und lutherisch gemacht hat. Die Kirchenverbesserung in England ist der anglikanischen Geistlichkeit

günstiger gewesen, als den Lutheranern und Calvinisten in Deutschland, in der Schweiz und in den Niederlanden. Alle Bisthümer in Großbritannien sind beträchtlich; alle Pfründen geben ein anständiges Auskommen. Die Landgeistlichen leben dort besser, als in Frankreich; der Staat und die Laien haben allein aus der Abschaffung der Klöster Nutzen gezogen. Es giebt ganze Viertel in London, die ehemals nur ein einziges Kloster ausmachten, die aber heut zu Tage von einer sehr großen Anzahl Familien bewohnt sind. Im Allgemeinen hat jedes Volk, welches die Klöster zu allgemeinem Nutzen verwendet hat, viel gewonnen, ohne daß jemand etwas dabei verlor: denn einer Gesellschaft, die nicht mehr vorhanden ist, nimmt man eigentlich nichts. Man that nur den vorübergehenden Besitzern, die man ausplünderte, Unrecht, aber diese haben keine Nachkommen hinterlassen, welche sich beklagen könnten; und wenn dieß eine Ungerechtigkeit von einem Tage war, so hat sie das Wohl von Jahrhunderten hervorgebracht.

Durch die verschiedenen Umwälzungen geschah es nun, daß die lateinische Kirche mehr als die Hälfte des christlichen Europas verlor, das sie zu verschiedenen Zeiten beinahe ganz besaß; denn außer dem ungeheuren Landstriche, der sich von Konstantinopel bis Corfu und bis an das Meer von Neapel erstreckt, hat sie Schweden, Norwegen und Dänemark nicht mehr, die Hälfte von Deutschland, England, Schottland, Irland, Holland und drei Viertel der Schweiz haben sich von ihr getrennt. Die Gewalt des römischen Stuhles hat noch mehr verloren; sie hat sich nur in den dem Papste unmittelbar unterworfenen Ländern erhalten.

Indeß zündeten, ehe man so viele Gränzen setzen und der Verwirrung einigermaßen abhelfen konnte, die katholische und die lutherische Partei in Deutschland ein

Feuer an. Schon war der sogenannte evangelische Glaube gegen das Jahr 1555, in vier und zwanzig Städten und in achtzehn kleinen Provinzen des Reichs eingeführt worden. Die Lutheraner wollten die Macht Karls V. demüthigen, und er wollte sie vernichten; man schloß Bündnisse; man lieferte Schlachten. Aber wir müssen den Umwälzungen des menschlichen Geistes in Hinsicht der Religion folgen und sehen, wie sich die anglikanische Kirche bildete, und wie die französische getrennt wurde.

Hundert und fünf und dreißigstes Kapitel.

König Heinrich VIII. Die Kirchenverbesserung in England.

Man weiß, daß England sich vom Papste trennte, weil König Heinrich VIII. verliebt war. Was weder der Peterspfennig, noch die vorbehaltenen Güter, noch das Recht, geistliche Stellen zu besetzen, noch der erstjährige Ertrag der Pfründen, noch die Einsammlungen und Verkäufe des Ablasses, noch fünfhundertjährige durch die Gesetze des Parlaments und das Murren des Volkes bekämpften Geldeintreibungen hatte bewirken können, das vollbrachte eine kurze Liebe, oder gab wenigstens den Anlaß dazu. Der erste Stein, der geworfen ward, reichte hin, das ungeheure Gebäude, das schon seit langer Zeit durch allgemeinen Haß erschüttert war, umzustürzen.

Heinrich VIII., ein wollüstiger, heftiger und bei allen seinen Begierden hartnäckiger Mann, hatte unter seinen Beischläferinnen eine gewisse Anna Boley, die

Tochter eines Edelmannes aus seinem Königreich. Dieses Mädchen besaß einen muntern Charakter und freien Muth, der alles versprechen ließ, hatte aber die Gewandtheit, sich nicht gänzlich hinzugeben, und die Leidenschaft des Königs zu reizen, der sie zu heirathen beschloß.

Er war seit achtzehn Jahren mit Katharina von Spanien, einer Tochter Ferdinands und Isabellas und einer Muhme Karls V. verheirathet, die ihm drei Kinder gebar, wovon die Prinzessin Maria, welche später Königin von England wurde, noch lebte. Aber wie wollte er die Ehe scheiden? Wie wollte er seine Ehe mit einer solchen Frau, als Katharina von Spanien war, brechen, da man ihr weder Unfruchtbarkeit noch schlimme Aufführung, noch selbst jene Launen vorwerfen konnte, die so oft die Tugend der Frauen begleitet? Sie war zuerst an den Prinzen Arthur, den ältern Bruder Heinrichs VIII., verheirathet; da dieser nach einigen Monaten gestorben war, so hatte sie Heinrich VII., mit der Erlaubniß des Papstes Julius II. mit seinem zweiten Sohn Heinrich verlobt, und dieser hatte sie nach dem Tode seines Vaters feierlich geheirathet. Lange vorher hatte ihm eine Beischläferin, Namens Blunt, ein natürliches Kind geboren. Damals fühlte er nur Ekel vor seiner Heirath, aber keine Gewissensbisse; allein da er in Anna Boley sterblich verliebt war, und ohne sie zu heirathen nicht zu seinem Zweck gelangen konnte, da fühlte er Gewissensbisse, und ängstigte sich, daß er Gott achtzehn Jahre lang mit seiner Frau beleidigt habe. Da er den Päpsten noch unterworfen war, so lag er Clemens VII. an, die Bulle Julius II. für ungültig und seine Ehe mit der Tante Karls V. für eine den göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwiderlaufende zu erklären. Clemens VII., ein natürlicher Sohn Julians von Medicis, hatte eben Rom durch das

Heer Karls V. plündern sehen. Kaum hatte er mit dem Kaiser Frieden geschlossen, und fürchtete noch immer, dieser Fürst möchte ihn wegen seiner unächten Geburt absetzen lassen: noch mehr fürchtete er, man möchte ihn der Simonie beschuldigen, und den schlimmen Antrag entdecken, den er dem Cardinal Colonna gemacht hatte; er hatte ihm nämlich Güter und Ehrenstellen versprochen, wenn er mit Hülfe seiner Stimme und seiner guten Dienste auf den päpstlichen Stuhl gelangen würde.

Er konnte die Muhme des Kaisers nicht für eine Beischläferin, und die Kinder dieser so lange Zeit rechtmäßigen Gattin für unehliche Kinder erklären. Außerdem konnte ein Papst nicht wohl zugestehen, daß sein Vorgänger nicht das Recht gehabt habe, eine Dispensation zu ertheilen; wenn er zugestanden hätte, daß es Gesetze gebe, welche die Päpste nicht umstoßen könnten, so würde er die Grundlagen der päpstlichen Hoheit selbst untergraben haben.

Ludwig XII. hatte sich zwar scheiden lassen, aber der Fall war ganz verschieden; er hatte keine Kinder von seiner Frau gehabt, und der Papst Alexander VI., der diese Ehe trennte, war zu Ludwigs XII. Vortheil.

Franz I. König von Frankreich, der durch seine zweite Heirath ein Neffe der Katharina von Spanien geworden war, unterstützte zu Rom die Sache Heinrichs VIII. als sein Bundesgenosse, und besonders als Feind des so furchtbar gewordenen Karls V. Der Papst im Gedränge zwischen dem Kaiser und den beiden Königen, schrieb selbst, er befinde sich zwischen Thür und Angel; er unterhandelte, zauderte, versprach, widerrief und hoffte die Liebe Heinrichs VIII. werde nicht so lange dauern, als eine italienische Unterhandlung. Er täuschte sich. Der englische König, der unglücklicher Weise Theolog war, nahm die Theologie bei seiner Liebe zu Hülfe. Er und alle Lehrer

seiner Partei nahmen ihre Zuflucht zu dem Leviticus, der verbietet, „die Schaam des Weibes seines Bruders zu entblößen, und die Schwester seiner Frau zu heirathen." Den christlichen Staaten hat es lange an guten stehenden Gesetzen gefehlt, was jetzt noch der Fall ist, ihre Rechtsgelehrsamkeit, die in mehreren Punkten noch gothisch und aus den alten Gebräuchen von 500 kleinen Herrschern zusammengesetzt ist, nimmt oft ihre Zuflucht zu den römischen und hebräischen Gesetzen, wie ein Verirrter, der nach seinem Wege fragt; in dem jüdischen Gesetzbuche suchen sie die Vorschriften für ihre Aussprüche.

Aber wenn man den Ehegesetzen der Juden folgen wollte, müßte man ihnen auch in Allem folgen; man müßte den zum Tode verurtheilen, der seinem Weibe während ihrer Reinigung naht und noch vielen Geboten sich unterwerfen, die weder für unsre Gegend, noch für unsre Sitten, noch für das neue Gesetz gegeben sind.

Dieß ist aber nicht der geringste Mißbrauch, den man beging, daß man die Ehe Heinrichs nach dem Leviticus beurtheilte, man schien nicht zu bemerken, daß in den nämlichen Büchern, wo Gott nach unsrer schwachen Einsicht bisweilen widersprechende Gebote zu geben scheint, es nicht nur, nämlich im fünften Buch Mosis, erlaubt, sondern sogar geboten war, die Wittwe seines Bruders zu heirathen, wenn sie keine Kinder hatte; daß die Wittwe das Recht hatte, ihren Schwager zu Befolgung dieses Gesetzes anzuhalten, und ihm im Weigerungsfalle einen Schuh an den Kopf zu werfen. Man vergaß ferner, daß, wenn die jüdischen Gesetze einem Bruder verbieten, seine eigne Schwester zu heirathen, dieses Verbot selbst Einschränkungen zuließ. Einen Beweis davon gibt Thamar, die Tochter Davids, die, ehe sie von ihrem Bruder Amnon

entehrt wurde, selbst zu ihm sagte: „Mein Bruder, schwäche mich nicht; du wirst seyn wie die Thoren in Israel. Rede aber mit dem Könige, der wird mich dir nicht versagen." So widersprechen sich beinahe immer diese Gesetze. Aber es war noch seltsamer, England durch jüdische Gesetze regieren zu wollen.

Es ist ein sonderbares und seltsames Schauspiel, wie auf der einen Seite der König von England die Hochschulen von Europa bestürmte, seiner Liebe günstig zu seyn, und wie auf der andern der Kaiser darauf drang, zum Vortheil seiner Muhme zu entscheiden, und mitten unter beiden der König von Frankreich das Gesetz des zweiten Buchs Mosis gegen das des fünften zu behaupten suchte, um Karl V. und Heinrich VIII. zu unversöhnlichen Feinden zu machen. Der Kaiser gab den italienischen Gelehrten, welche über die Gültigkeit der Ehe Catharinas schrieben, Pfründen, Heinrich VIII. bezahlte überall die Aussprüche der Gelehrten, welche sich für ihn erklärten. Die Zeit hat diese Geheimnisse aufgedeckt; in den Rechnungen eines geheimen Unterhändlers dieses Königs, Namens Crowk, las man Folgendes: „Einem Serviten-Mönche einen Thaler, einem Franziscaner zwei Thaler; dem Prior des heiligen Johannes funfzehn Thaler; dem Prediger Johann Marino zwanzig Thaler." Man sieht, daß der Preis nach dem Ansehn des Stimmgebers verschieden war. Dieser Käufer theologischer Entscheidungen entschuldigte sich mit der Betheurung, daß er nie gehandelt und das Geld erst nach der Unterzeichnung ausbezahlt habe (1530). Endlich erklärten die Universitäten von Frankreich, und besonders die Sorbonne, die Heirath Heinrichs mit Catharina von Spanien sey nicht gültig, und der Papst habe nicht das Recht, von dem Gesetze des Leviticus freizusprechen.

Die Unterhändler Heinrichs VIII. gingen so weit,

daß sie sich sogar mit Stimmen der Rabbinen versahen: diese gestanden zwar zu, daß das fünfte Buch Mosis gebiete, die Wittwe seines Bruders zu heirathen, aber sie sagten, dieses Gesetz gelte nur für Palästina und das zweite Buch Mosis müsse in England beobachtet werden. Die Universitäten und Rabbinen der österreichischen Staaten dachten ganz anders; aber Heinrich befragte sie nicht; nie betrugen sich die Gottesgelehrten so unsinnig und so niedrig.

Mit den Gutachten, die ihm viel gekostet hatten, versehen, von seiner Geliebten gedrängt, der Ausflüchte des Papstes müde, von seiner Geistlichkeit unterstützt, von den Universitäten dazu berechtigt, Herr seines Parlaments und von Franz I. aufgemuntert, ließ Heinrich (1533) durch einen Ausspruch Cranmers, Erzbischofs von Canterbury, seine Ehe für ungültig erklären. Nachdem die Königin ihre Rechte mit Festigkeit, aber doch mit Bescheidenheit behauptet und diese Gerichtsbarkeit abgelehnt hatte, ohne ihren Feinden durch zu bittere Klagen Waffen in die Hände zu geben, zog sie sich auf das feste Land zurück und überließ Bett und Thron ihrer Nebenbuhlerin. Diese war schon im zweiten Monat schwanger, als sie zur Königin erklärt wurde, sie hielt ihren Einzug in London mit einem Prunke, der so hoch über die gewöhnliche Pracht stand, als ihr vergangenes Glück unter ihrer gegenwärtigen Würde.

Der Papst Clemens VII. konnte nicht umhin, den beschimpften Karl V. und den Vorrechten des römischen Stuhls zu Liebe eine Bulle gegen Heinrich VIII. zu erlassen, aber der Papst verlor durch diese Bulle das Königreich England (1534). Heinrich ließ sich beinahe zur nämlichen Zeit durch seine Geistlichkeit zum Oberhaupt der englischen Kirche erklären; sein Parlament bestätigte ihm diesen Titel und schaffte alle

Gewalt des Papstes, die Abgabe des erstjährigen Ertrags der Pfründen, den Pfennig des heiligen Peters und das Recht, geistliche Stellen zu besetzen, ab. Die Völker leisteten mit Bereitwilligkeit dem Könige den neuen Eid, den man den Eid der Suprematie nannte. Alles Ansehn des Papstes, das viele Jahrhunderte lang so groß gewesen war, fiel mit einem Augenblicke ohne Widerspruch, trotz der Verzweiflung der geistlichen Orden.

Diejenigen, welche behaupteten, daß man in einem großen Königreiche nicht ohne Gefahr mit dem Papste brechen könne, sahen, daß man mit Einem Schlage jenen ehrwürdigen Colossen, dessen Haupt von Gold und dessen Füße von Thon waren, umstürzen konnte. In der That gründeten sich die Rechte, wodurch der römische Hof die Engländer so lange geplagt hatte, nur darauf, daß man es sich hatte gefallen lassen, Abgaben zu bezahlen. Sobald man dieß nicht mehr wollte, sah man, daß eine Gewalt, die sich nicht auf Macht stützt, an sich selbst nichts ist.

Der König ließ sich von seinem Parlamente den erstjährigen Ertrag der Pfründen geben, welchen die Päpste eingezogen hatten, er wählte sechs neue Bischöfe und ließ in seinem Namen die Klöster besichtigen. Man liest noch den öffentlichen Bericht von einigen schändlichen Ausschweifungen, die man sorgfältig zu übertreiben suchte; von einigen falschen Wundern, deren man sich in mehr als Einem Kloster bediente, um die Frömmigkeit zu erwecken und Geschenke zu erhalten (1535). Man verbrannte auf dem Markte zu London mehrere hölzerne Bildsäulen, welche die Mönche durch mechanische Vorrichtungen beweglich machten.

Aber unter diesen Werkzeugen des Betrugs sah das Volk mit schmerzlichem Entsetzen die Gebeine des heiligen Thomas von Canterbury, den England ver-

ehrte, verbrennen; der König eignete sich den mit Edelsteinen besetzten Reliquien-Kasten zu. Wenn er den Mönchen ihre Erpressungen vorwarf, so gab er ihnen das Recht in die Hand, ihn des Raubes anzuklagen. Alle Klöster wurden unterdrückt: den alten Mönchen, die nicht mehr in die Welt zurückkehren konnten, wies man Aufenthaltsorte an, den andern gab man Ruhegehalte; ihre Einkünfte fielen dem Könige anheim; nach der Berechnung Burnets betrugen sie 160000 Pfund Sterling: das Geräthe und das baare Geld hatten einen beträchtlichen Werth. Von diesem Raub stiftete Heinrich sechs neue Bisthümer und ein Collegium (1586), belohnte einige Diener, und verwendete den Rest zu seinem Gebrauch.

Der nämliche König, der mit seiner Feder das Ansehn des Papstes gegen Luther unterstützt hatte, wurde so der unversöhnliche Feind Roms. Aber der Eifer, den er so auffallend gegen die Ansichten dieses ketzerischen Kirchenverbesserers gezeigt hatte, war einer der Gründe, daß er die Lehre ließ, wie sie war, und nur die äußere Einrichtung der Kirche veränderte.

Er wollte zwar der Nebenbuhler des Papstes, aber weder Lutheraner noch Calvinist seyn. Die Anrufung der Heiligen wurde nicht abgeschafft, aber eingeschränkt. Er ließ die heilige Schrift in der gemeinen Sprache lesen, aber wollte nicht, daß man weiter ginge. Es waren zwei Hauptverbrechen, an den Papst zu glauben und ein Protestant zu seyn. Auf dem nämlichen Platze ließ er die verbrennen, welche für den Papst sprachen, und die, welche sich für die Kirchenverbesserung in Deutschland erklärten.

Der berühmte Morus, der Großkanzler gewesen war, und ein Bischof, Namens Fisher, welche den Eid der Suprematie nicht leisten, d. h. Heinrich VIII. nicht für den Papst Englands anerkennen wollten, wurden nach

dem kürzlich gegebenen strengen Gesetze zum Tode verurtheilt; denn alle, welche sich widersetzten, ließ Heinrich VIII. mit dem Schwerte des Gesetzes hinrichten.

Beinahe alle Geschichtsschreiber und besonders die katholischen betrachten gern diesen Thomas Morus als einen tugendhaften Mann, als ein Schlachtopfer der Gesetze, und als einen sowohl durch Sanftmuth und Herzensgüte, als durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Weisen; aber in Wahrheit war er ein abergläubischer und grausamer Verfolger: ein Jahr vor seiner Hinrichtung ließ er einen Rechtsgelehrten, Namens Bainham, vor sich kommen, der angeklagt war, er begünstige die Meinungen der Lutheraner; nachdem er ihn hatte in seiner Gegenwart mit Ruthen streichen lassen, wurde er auf seinen Befehl in das Gefängniß geführt, wo er Zeuge der Qualen war, die er ihn erdulden ließ, und endlich befahl er, ihn auf dem Platze von Smithfield lebendig zu verbrennen; mehrere andere Unglückliche wurden durch diesen Kanzler, den man uns als einen so sanften und duldsamen Mann schildert, zum Tode in den Flammen verurtheilt. Für solche Grausamkeiten verdiente er den Tod, aber nicht dafür, daß er sich geweigert hatte, Heinrich VIII. den Eid der Suprematie zu leisten. Er starb scherzend. Es wäre besser gewesen, wenn er einen ernsthafteren und minder grausamen Charakter gehabt hätte.

Der Papst Paul III., der Nachfolger Clemens VII., glaubte den Bischof Fisher, während man ihm seinen Proceß machte, dadurch das Leben zu retten, daß er ihm den Cardinalshut schickte; aber er verschaffte dem König nur das Vergnügen, einen Cardinal auf dem Schaffotte sterben zu sehen. Auf den Kopf des Cardinals Polus oder von der Pole, der zu Rom war, wurde ein Preis gesetzt. Die Mutter dieses Cardinals ließ der König durch die Hand des Henkers sterben, ohne weder das

Alter derselben, noch das königliche Blut, aus dem sie stammte, zu achten, und dieß alles blos deswegen, weil man ihm seine Eigenschaft als englischer Papst streitig machte.

Einst wollte der König, da er erfuhr, daß in London ein sehr gewandter Calvinist, Namens Lambert, sey, sich den Ruhm verschaffen, in einer großen zu Westminster versammelten Gesellschaft mit ihm zu streiten: das Ende des Streites war, daß ihm der König die Wahl ließ, ob er seiner Meinung huldigen, oder gehangen werden wollte. Lambert hatte den Muth, das letztere zu wählen, und der König beging die schändliche Grausamkeit, ihn hinrichten zu lassen. Die Bischöfe von England waren noch katholisch, ob sie gleich dem Papste den Gehorsam aufgekündet hatten; und sie waren so begeistert gegen die Ketzer, daß sie, als diese zum Feuertode verurtheilt wurden, jedem, der Holz zum Scheiterhaufen herbeitragen würde, auf vierzig Tage Ablaß bewilligten.

Alle diese Morde wurden im Namen des Parlaments begangen. Diese Maske der Gerechtigkeit, vielleicht noch verhaßter, als die Unterdrückung, welche den Gesetzen trotzt, war es vorzüglich, was Bürgerkriege verhütete. Nur in den Provinzen gab es einige Aufstände; das zitternde London war ruhig: so unumschränkt hatte sich der gewandte uud furchtbare Heinrich VIII. zu machen gewußt!

Sein Wille schuf alle Gesetze; und diese Gesetze, nach denen man die Menschen richtete, waren so unvollkommen, daß man damals einen Angeklagten zum Tode verurtheilen konnte, ohne zwei Zeugen gegen ihn zu haben: erst unter der Regierung Eduards VI. setzten die Engländer nach dem Beispiel anderer Völker fest, daß man zwei Zeugen haben müsse, um einen Schuldigen verurtheilen zu können.

Anna Boley genoß ihren Triumph im Schatten des königlichen Ansehns. Man behauptet, geheime Anhänger Roms hätten sich zu ihrem Untergang verschworen, in der Hoffnung, die Tochter Catharina's von Spanien würde, wenn sich der König von ihr trenne, das Reich erben, und die von ihrer Nebenbuhlerin abgeschaffte Religion wieder herstellen. Der Anschlag gelang über alles Erwarten gut: der König, der in Johanne Seymour, eine Ehrendame der Königin, verliebt war, griff begierig auf, was man ihm gegen seine Gemahlin sagte. Alle seine Leidenschaften waren äußerst heftig: er scheuete die Schande nicht, seine Gemahlin in der Pairskammer des Ehebruches anzuklagen. Das Parlament, das immer nur das Werkzeug der Leidenschaften des Königs gewesen war, verurtheilte die Königin auf so leichte Beweise hin zum Tode, daß ein Bürger, der wegen so geringfügiger Dinge mit seiner Frau Verdruß bekäme, für einen ungerechten Mann gelten würde. Ihr Bruder, den man der Blutschande mit ihr beschuldigte, ohne daß man den geringsten Beweis hatte, wurde enthauptet. Man ließ zwei Männer hinrichten, weil sie ihr Schmeicheleien gesagt hatten, wie man sie jedem Frauenzimmer sagt, und die eine tugendhafte Königin wohl anhören kann, wenn ihre gute Laune ihren Höflingen einige Freiheiten erlaubt. Ein Musiker, den man zu dem Geständniß, daß er ihre Gunst genossen habe, bewog, den man ihr aber nie gegenüber stellte, wurde gehenkt. Der Brief, den diese unglückliche Königin vor ihrem Gang auf das Schaffot an ihren Gemahl schrieb, scheint ein großes Zeugniß von ihrer Unschuld und ihrem Muthe zu seyn: „Du hast," schreibt sie, „mich von einer Stufe auf die andere erhoben; aus einem einfachen Mädchen machtest Du mich zur Marquisin, aus der Marquisin zur Königin und aus der Königin willst Du mich heute zur

Heiligen machen." So ging Anna Boley durch die Eifersucht eines Gemahls, der sie nicht mehr liebte, vom Throne auf das Schaffot. Sie war das zwanzigste gekrönte Haupt, das in England so traurig endigte, aber das erste, das auf dem Schaffot starb. Der Tyrann (man kann ihm keinen andern Namen geben,) ließ sich von seiner Gemahlin scheiden, ehe er sie tödten ließ, und erklärte dadurch, seine Tochter Elisabeth für unehlich, wie er es auch mit seiner ersten Tochter Maria gemacht hatte.

Den Tag nach der Hinrichtung der Königin heirathete er Johanna Seymour, die im folgenden Jahr starb, nachdem sie ihm einen Sohn geboren hatte.

(1539) Heinrich schritt bald zu einer neuen Vermählung mit Anna von Cleve, verführt durch ein Bildniß, das ihm der berühmte Maler Holbein von dieser Fürstin verfertigt hatte; aber als er sie sah, fand er sie so verschieden von diesem Bildniß, daß er sich nach sechs Monaten zu einer dritten Ehescheidung entschloß. Er sagte seiner Geistlichkeit, daß, als er Anna von Cleve geheirathet, sein Herz nicht in dieses Bündniß gewilligt habe. Man kann nicht so verwegen seyn, einen solchen Grund anzuführen, wenn man nicht gewiß weiß, daß diejenigen, denen man ihn anführt, so schlecht sind, ihn für gut zu halten. Die Schranken der Gerechtigkeit und Schaam waren schon lange überschritten: die Geistlichkeit und das Parlament sprachen das Urtheil der Ehescheidung aus. Er heirathete eine fünfte Frau, Catharina Howard, eine seiner Unterthaninnen. Jeder andere würde endlich müde geworden seyn, die wahre oder erdichtete Schande seines Hauses vor die Augen der Welt zu stellen; aber als Heinrich erfuhr, daß die Königin vor ihrer Verheirathung Liebhaber gehabt habe, ließ er auch ihr wegen eines vergangenen Fehlers, den er gar nicht hätte beachten

sollen, und der den Tod nicht verdiente, den Kopf abschlagen.

Von drei Ehescheidungen und dem Blute zweier Gemahlinnen befleckt, gab er ein Gesetz, das sowohl schändlich, grausam und lächerlich, als unausführbar war; jede Person nämlich, die um einen Liebeshandel der Königin wußte, sollte es bei Strafe des Hochverrathes angeben; und jedes Mädchen, das einen König von England heirathe, und nicht mehr Jungfrau sey, sollte dieß bei der nämlichen Strafe thun.

Man sagte im Scherze, (wie man an einem solchen Hofe scherzen konnte,) der König müßte eine Wittwe heirathen: dieß that er auch; er heirathete Catharine Parr, seine sechste Gemahlin (1543). Auch sie hätte beinahe, zwar nicht wegen ihrer Liebeshändel, sondern weil sie zuweilen über theologische Gegenstände anderer Meinung war, als der König, das Schicksal Anna Boleys und Catharina Howards erduldet.

Einige Herrscher, welche die Religion ihrer Staaten verändert haben, sind Tyrannen geworden, weil Widerspruch und Empörung Grausamkeit herbeiführt. Heinrich VIII. war seinem Charakter nach grausam, ein Tyrann in der Regierung, in der Religion, in seiner Familie. Er starb in seinem Bette (1545); und Heinrich VI. der sanfteste der Fürsten, war entthront, eingekerkert und gemordet worden.

In seiner letzten Krankheit sah man eine sonderbare Wirkung der Gewalt, welche die Gesetze in England haben, bis sie abgeschafft worden, und wie sehr man sich mehr an den Buchstaben, als an den Geist dieser Gesetze gehalten hat. Niemand wagte es, Heinrich von seinem bevorstehenden Ende zu unterrichten, weil er einige Jahre vorher es durch das Parlament für Hochverrath hatte erklären lassen, wenn man den Tod eines Königs vorher sage. Dieses ebenso grausame als

ungereimte Gesetz konnte sich nicht auf die Unruhen gründen, welche die Nachfolge herbeiführen konnte, weil diese dem Fürsten Eduard bestimmt war: sie war nur eine Frucht der Tyrannei Heinrichs VIII., seiner Furcht vor dem Tode, und der Meinung, die man damals noch hegte, daß es eine Kunst gebe, die Zukunft vorher zu sagen.

Hundert und sechs und dreißigstes Kapitel.

Fortsetzung von der Religion in England.

Unter dem grausamen und launischen Heinrich VIII. wußten die Engländer nicht, welche Religion sie annehmen sollten. Das Lutherthum, der Puritanismus und die alte katholische Religion theilten und beunruhigten die Gemüther, welche die Vernunft noch nicht aufgeklärt hatte; dieser Kampf der Meinungen und Kirchen verwirrte die Köpfe, wenn er den Staat nicht über den Haufen warf; jeder untersuchte, jeder vernünftelte: und dieß waren die ersten Saamen jener kühnen Philosophie, welche sich lange nachher unter Karl II. und seinen Nachfolgern entwickelte.

Obgleich der Skepticismus wenig Anhänger in England hatte, und ob man gleich nur stritt, um zu wissen, unter welchem Herrn man auf Abwege gerathen sollte, so gab es doch in dem großen von Heinrich zusammen berufenen Parlament kräftige Geister, welche laut erklärten, daß man weder an die römische Kirche noch an die Secten Luthers und Zwinglis glauben dürfe. Der berühmte Lord Herbert hat uns eine etwas kühne Rede eines Parlaments-Gliedes (1529) aufbe-

halten, das erklärte, daß die ungeheure Anzahl theologischer Ansichten, welche zu allen Zeiten bestritten worden seyen, die Menschen in die Nothwendigkeit versetzte, an keine zu glauben, und daß die einzige nothwendige Religion die sey, an einen Gott zu glauben und gerecht zu seyn. Man hörte ihn, man murrte nicht, und blieb in zweifelhafter Ungewißheit.

Unter der Regierung des jungen Eduards VI., des Sohnes Heinrichs VIII. und der Johanna Seymour waren die Engländer Protestanten, weil der König und sein Rath es waren, und weil der Geist der Kirchenverbesserung überall Wurzeln geschlagen hatte. Diese Kirche war damals eine Mischung von Calvinismus und Lutherthum; aber niemand wurde wegen seines Glaubens verfolgt, außer zwei armen anabaptistischen Frauen, die Cranmer, Erzbischof von Canterbury, der ein Lutheraner war, durchaus verbrennen ließ, ohne vorher zu wissen, daß er einst des nämlichen Todes sterben würde. Der junge König wollte lange nicht in das gegen eine dieser Unglücklichen ausgesprochene Urtheil willigen; er widerstand lange Zeit, und unterzeichnete es mit Thränen. Allein es war nicht genug, daß er Thränen vergoß, er hätte nicht unterzeichnen sollen; aber er war erst vierzehn Jahr alt, und konnte weder im Guten noch im Bösen einen festen Willen haben.

Diejenigen, welche man damals in England Wiedertäufer nannte, sind die Väter jener friedlichen Quäker, deren Glaube so sehr ins Lächerliche gekehrt worden ist, deren Sitten aber man achten muß. In ihren Lehrsätzen und in ihrem Betragen glichen sie sehr wenig jenen deutschen Wiedertäufern, einem Haufen bäurischer und roher Menschen, die, wie wir gesehen haben, die Wuth einer wilden Schwärmerei so weit trieben, als nur immer die sich selbst überlassene menschliche Natur gehen kann. Die englischen Wiedertäufer hatten

noch kein ausgebildetes Lehrgebäude; eine von gemeinen Leuten gestiftete Secte kann dieses erst mit der Zeit bekommen; aber höchst sonderbar ist, daß sie sich für Christen hielten, die Philosophie für nichts achteten, und in der That doch nur Deisten waren; denn sie sagten von Christus, er sey ein Mensch, dem Gott eine reinere Erkenntniß verliehen habe, als seinen Zeitgenossen. Die Gelehrteren unter ihnen behaupteten, der Ausdruck Sohn Gottes bezeichne bei den Hebräern nur einen guten Menschen, wie der Sohn Satans oder Belials nur einen schlechten Menschen bedeute. Die meisten Lehrsätze, die man aus der Schrift gezogen habe, erklärten sie für Feinheiten der Philosophie, womit man die einfache und natürliche Wahrheit verschleiert habe: sie erkannten weder die Geschichte von dem Sündenfall, noch die Lehre von der Trinität und eben daher auch die Lehre von der Menschwerdung nicht an. Die Taufe der Kinder wurde von ihnen ganz verworfen, sie tauften nur Erwachsene; mehrere betrachteten sogar die Taufe nur als eine alte morgenländische Abwaschung, die von den Juden angenommen, und von Johannes dem Täufer erneuert worden sey, die aber Christus bei keinem seiner Schüler gebraucht habe. In dieser Hinsicht besonders glichen sie am meisten den Quäkern, die nach ihnen aufgestanden sind, und vorzüglich ihr Widerwille gegen die Taufe der Kinder war es, was ihnen bei dem Volke den Namen Wiedertäufer verschaffte. Sie glaubten das Evangelium dem Buchstaben nach zu befolgen, und wenn sie für ihre Secte starben, meinten sie, für das Christenthum zu sterben: hierin sind sie sehr verschieden von den Theisten, die mehr als jemals ihre geheimen Ansichten mitten unter so vielen öffentlichen Secten aufstellten. Diese, mehr Anhänger Platos, als Jesu, mehr Philosophen als Christen, verwarfen, von unglücklichen Streiten ermü-

det, blindlings die göttliche Offenbarung, welche die Menschen zu sehr mißbraucht hätten und das kirchliche Ansehn, mit dem noch größerer Mißbrauch getrieben worden sey. Sie waren in ganz Europa verbreitet und die Zahl ihrer Anhänger hat sich später ungeheuer vermehrt; aber sie stifteten nie eine Secte und lehnten sich nie gegen eine Regierung auf. Dieß ist die einzige Religion auf Erden, die keine Gesellschaft gebildet hat, von der man am wenigsten geschrieben und welche die friedlichste gewesen ist. Sie hat sich überall ohne irgend eine Mittheilung verbreitet; ursprünglich bestand sie nur aus Philosophen, welche zu sehr ihren natürlichen Einsichten folgten, und, ohne sich gegenseitig zu unterrichten, auf gleiche Weise geirrt haben; hierauf gingen sie auf den Mittelstand derjenigen über, welche bei mäßigem Glücksstande in Muße leben; später stieg sie zu den Großen aller Länder empor, nur selten aber ist sie zu dem Volke herabgekommen. England war unter allen Ländern der Welt dasjenige, wo jene Religion oder vielmehr jene Philosophie mit der Zeit die tiefsten und ausgebreitetsten Wurzeln geschlagen hat; sie ist sogar in die Herzen einiger Handwerker und Landleute gedrungen. Das Volk dieser Insel ist das einzige, das für sich selbst zu denken angefangen hat; aber die Zahl dieser ländlichen Philosophen ist sehr klein und wird es immer seyn; die Hände-Arbeit verträgt sich nicht mit dem Nachdenken und das gemeine Volk pflegt im Allgemeinen seinen Geist weder zu gebrauchen, noch zu nicht mißbrauchen.

Ein trauriger Atheismus, welcher das Gegentheil des Theismus ist, entstand beinahe in ganz Europa aus diesen theologischen Streitigkeiten. Man behauptet, daß es damals in Italien mehr Atheisten gegeben habe, als anderswo. Allein hier waren es nicht gelehrte Streitigkeiten, welche die italienischen Philosophen zu dieser

Ausschweifung brachten; es war die Sittenlosigkeit, worein beinahe alle Höfe, und besonders der römische, versunken waren. Wenn man mit Aufmerksamkeit einige italienische Schriften dieser Zeit liest, wird man sehen, daß ihre Verfasser, von dem Uebermaß der Laster, wovon sie sprachen, betäubt, kein höchstes Wesen anerkennen wollten, dessen Vorsehung diese Verbrechen zulasse, und dachten wie Lucretius in nicht minder unglücklichen Zeiten dachte. Diese verderbliche Meinung faßte bei den Großen Englands und Frankreichs Wurzel. Weniger Anhänger hatte sie in Deutschland und im Norden, und es ist nicht zu fürchten, daß sie jemals große Fortschritte mache: die wahre Philosophie, die Sittenlehre, das Interesse der Gesellschaft haben sie beinahe vertilgt; aber damals entstand sie durch die Religionskriege, und Parteigänger, welche Atheisten geworden waren, führten einen Haufen Schwärmer an.

(1553) Eduard VI. starb in dieser traurigen Zeit, ohne etwas mehr als Hoffnungen geben zu können. Sterbend hatte er seine Muhme Johanna Grey, die von Heinrich VII. abstammte, mit Uebergehung seiner Schwester Maria, einer Tochter Heinrichs VIII. und Catharinas von Spanien, zur Erbin des Königreichs erklärt. Johanna Grey wurde in London ausgerufen, aber die Partei und das Recht Marias siegten. Kaum gab es einen Krieg. Maria schloß ihre Nebenbuhlerin mit der Prinzessin Elisabeth, die später mit so vielem Ruhm regierte, in den Tower ein. Es wurde mehr Blut durch die Henker als durch die Soldaten vergossen. Der Vater, der Schwiegervater, der Gemahl der Johanna Grey und endlich sie selbst wurden zum Tode verurtheilt. Sie war die dritte Königin, die in England auf dem Schaffot starb. Sie war erst siebenzehn Jahr alt; man hatte sie genöthigt, die Krone an=

zunehmen; alles sprach zu ihren Gunsten; und Maria hätte das zu häufige Beispiel des Ueberganges vom Throne auf das Schaffot fürchten sollen. Aber nichts hielt sie ab, sie war so grausam als Heinrich VIII. Finster und ruhig bei ihren Grausamkeiten, wie ihr Vater heftig war, war sie nur eine Tyrannin anderer Art.

Dem römischen Glauben ergeben, und immer noch erbost über die Ehescheidung ihrer Mutter rief sie durch List und Bestechungen eine ganz katholische Kammer der Gemeinen zusammen. Die Pairs, die größtentheils der Religion des Fürsten zugethan waren, wurden leicht gewonnen: damals ging es bei der Religion, wie es bei der Politik in den Kriegen der weißen und rothen Rose gegangen ist. Das Parlament hatte bald einen York, bald einen Lancaster verdammt: unter Heinrich VIII. verfolgte es die Protestanten; unter Eduard VI. ermuthigte es sie; unter Maria verbrannte es sie. Man hat schon oft gefragt, warum der fürchterliche Feuertod bei den Christen die Strafe derjenigen ist, welche anders denken, als die herrschende Kirche, während die größten Verbrechen mit einem sanftern Tode bestraft werden: der Bischof Burnet gibt davon den Grund an, daß man, da der Glaube allgemein war, die Ketzer seyen zu einem ewigen Feuer in der Hölle verdammt, obgleich ihr Körper vor der Auferstehung nicht dabei sey, die göttliche Gerechtigkeit nachzuahmen glaubte, wenn man ihre Leiber auf der Erde verbrannte.

(1553) Cranmer, Erzbischof von Canterbury, der Heinrich VIII. bei seiner Ehescheidung so gute Dienste geleistet hatte, wurde nicht nur wegen dieser gefährlichen Dienste, sondern auch, weil er Protestant war, zum Tode verurtheilt. Er hatte die Schwachheit, abzuschwören, und Maria die Genugthuung, ihn verbren=

nen zu sehen, nachdem er sich so entehrt hatte. Der Primas des Königreichs bekam seinen Muth auf dem Scheiterhaufen wieder; er erklärte, daß er als Protestant sterbe, und that in der Wirklichkeit das, was man von Mucius Scävola geschrieben und wahrscheinlich erdichtet hat; er hielt nämlich die Hand, welche die Abschwörung unterzeichnet hatte, zuerst in die Flammen, und stürzte sich nicht eher auf den Scheiterhaufen, als bis diese Hand abgefallen war: eine eben so unerschrockene und lobenswerthe Handlung, als die, welche man dem Scävola beilegt. Der Engländer strafte sich dafür, daß er einer scheinbaren Schwachheit unterlegen, der Römer dafür, daß ihm ein Meuchelmord mißlungen.

Man zählt ungefähr 800 Personen, die unter Maria den Flammentod starben. Eine schwangere Frau gebar sogar auf dem Scheiterhaufen; mitleidige Bürger entrissen das Kind dem Feuer; der katholische Richter ließ es wieder hineinwerfen. Kann man wohl, wenn man diese Worte liest, glauben, unter Menschen geboren zu seyn, oder unter Wesen, die uns in einem Abgrund von Verbrechen, mit der wüthenden Begierde, das Menschengeschlecht darein zu versenken, vorgestellt werden?

Unter allen, die Maria lebendig in den Flammen sterben ließ, war keiner, der des Aufruhres beschuldigt wurde; die Religion that alles. Die Juden ließ man ihr Gesetz ausüben, und verlieh ihnen Vorrechte; und die Christen gaben andere Christen, die mit ihnen über einige Punkte uneins waren, dem fürchterlichsten Tode preis.

(1558) Maria starb friedlich, aber verachtet von ihrem Gemahl Philipp II. und von ihren Unterthanen, die ihr noch den Verlust von Calais vorwerfen, und ließ in dem Herzen eines jeden, der nicht die Seele eines Verfolgers hatte, ein gehässiges Andenken zurück.

Auf die katholische Maria folgte die protestantische Elisabeth. Das Parlament wurde protestantisch, das ganze Volk wurde es, und ist es noch. Nun wurde die Religion fest gestellt; und die Liturgie, die man unter Eduard VI. flüchtig entworfen hatte, wurde so bestimmt, wie sie noch heut zu Tage ist; die römische Hierarchie wurde mit viel weniger Cermonien, als bei den Katholiken, und mit wenig mehr, als bei den Lutheranern, beibehalten; die Beichte war erlaubt, aber nicht geboten; man glaubte, daß Gott ohne Transsubstantiation in dem Abendmahle sey: dieß ist im Allgemeinen das Ausgezeichnete der anglicanischen Kirche. Die Staatsklugheit forderte, daß die Suprematie der Krone verblieb; eine Frau war also das Oberhaupt der Kirche.

Diese Frau aber hatte mehr Geist und ein besseres Herz als ihr Vater Heinrich VIII. und ihre Schwester Maria: sie vermied die Verfolgung in eben dem Maaße, als diese sie aufgeregt hatten. Da sie bei ihrer Thronbesteigung sah, daß die Prediger beider Parteien auf den Kanzeln die Trompeten der Zwietracht seyn würden, befahl sie, daß vor sechs Monaten niemand ohne ausdrückliche von ihr unterzeichnete Erlaubniß predigen sollte, um die Gemüther zum Frieden vorzubereiten. Diese neue Vorsicht hielt die, welche das Recht zu haben glaubten, und das Talent haben konnten, das Volk aufzureizen, im Zaume; niemand wurde wegen seines Glaubens verfolgt, ja nicht einmal darüber befragt; aber strenge nach dem Gesetz verfolgte man diejenigen, welche das Gesetz verletzten, und den Staat beunruhigten. Der große in England so lange mißkannte Grundsatz, daß es allein Gott zukomme, die Herzen derjenigen zu richten, welche ihm mißfallen, und den Menschen, die zur Ruhe zu bringen, welche

sich gegen die von Menschen eingerichtete Regierung auflehnen, theilte sich endlich den Gemüthern mit. Sie werden in der Folge einsehen, was Sie von Elisabeth und besonders von ihrem Volke denken sollen.

Hundert und sieben und dreißigstes Kapitel.

Die Religion in Schottland.

Die Religion erfuhr keine Unruhen in Schottland außer dem, was von den englischen, gleich der Ebbe, dahin zurückfloß. Gegen das Jahr 1559 hatten sich einige Calvinisten unter dem Volke eingeschlichen, das man beinahe immer zuerst gewinnen muß: es ist treuherzig, es legt sich den Zaum, den man ihm anbietet, selbst an, bis ein mächtiger Mann erscheint, der ihn hält, und sich seiner zu seinem Vortheile bedient.

Die katholischen Bischöfe ermangelten nicht, einige Ketzer zum Tode verdammen zu lassen: dieß war eine so gewöhnliche Sache in Europa, als das Henken eines Diebes.

In Schottland ging es so, wie es in allen Ländern gehen muß, wo noch Freiheit übrig ist. Der Tod eines alten Priesters, den der Erzbischof von St. Andreas zu den Flammen verurtheilt hatte (1559), hatte viele zum Abfall von der katholischen Religion bewogen, und man bediente sich jener Freiheit, die neuen Lehrsätze kühner auszubreiten und sich gegen die Grausamkeit des Erzbischofs aufzulehnen. Mehrere Herrn machten es während der Minderjährigkeit der berühm-

ten Maria Stuart gerade so, wie es einige französische während der Minderjährigkeit Karls IX. gemacht hatten. Ihr Ehrgeiz schürte das Feuer an, das die Glaubensstreitigkeiten entflammt hatten; wie immer wurde viel Blut vergossen. Die Schotten, die damals eines der ärmsten und faulsten Völker waren, hätten besser daran gethan, zu versuchen, ihr undankbares und unfruchtbares Land durch ihre Arbeit fruchtbar zu machen, und sich wenigstens durch Fischfang den Lebensunterhalt zu verschaffen, der ihnen mangelte, als ihr unglückliches Land um fremder Meinungen und des Interesses einiger Ehrgeizigen willen mit Blut zu beflecken. Zu dem Unglück der Armuth, das damals auf ihnen lastete, fügten sie noch dieses neue hinzu.

(1559) Die Königin Regentin, die Mutter Maria Stuarts, glaubte die Kirchenverbesserung dadurch unterdrücken zu können, daß sie Truppen aus Frankreich kommen ließe; aber gerade dadurch führte sie die Veränderung herbei, welche sie verhindern wollte. Das schottische Parlament, unwillig das Land voll fremder Soldaten zu sehen, zwang die Regentin, sie wieder zurückzuschicken: es schaffte die römische Religion ab, und führte den calvinischen Glauben ein. Maria Stuart, die Wittwe des Königs Franz II. von Frankreich eine schwache, nur für die Liebe geborne Fürstin, wurde von Catharina von Medicis, die ihre Schönheit fürchtete, gezwungen, Frankreich zu verlassen, und nach Schottland zurückzukehren, fand aber nur ein von Schwärmern getheiltes Land. Sie werden sehen, wie sie durch ihre Schwachheiten die Uebel ihres Landes vermehrte.

Endlich hat in Schottland troz der katholischen und anglicanischen Bischöfe der Calvinismus den Sieg davon getragen. In Frankreich ist er beinahe ganz

abgeschafft, wenigstens wird er dort nicht mehr geduldet. Seit dem sechszehnten Jahrhundert ist in Schottland, England, Deutschland, Schweden, Dänemark, Holland, in der Schweiz und in Frankreich lauter Veränderung gewesen.

Hundert und acht und dreißigstes Kapitel.

Die Religion in Frankreich unter Franz I. und seinen Nachfolgern.

Die Franzosen wurden seit Carl VII. zu Rom als Schismatiker betrachtet, wegen der zu Bourges, den Beschlüssen der dem Papstthume feindlichen Kirchenversammlung von Basel gemäß, gemachten pragmatischen Sanction. Der wichtigste Gegenstand dieser pragmatischen Sanction war der Gebrauch der Wahlen unter den Geistlichen; ein Gebrauch, der in besseren Zeiten zur Tugend und Gelehrsamkeit aufmunterte, aber auch eine Quelle von Parteien war: er war den Völkern in doppelter Hinsicht angenehm; den strenger Denkenden, als ein Ueberrest der ursprünglichen christlichen Kirche; den Universitäten als eine Belohnung ihrer Arbeiten. Allein wenn gleich diese pragmatische Sanction die Abgabe des erstjährigen Ertrags der Pfründen und andere Einkünfte der Päpste abschaffte, so bezogen sie diese doch beinahe immer. Fromenteau sagt uns, daß die Päpste während der siebzehnjährigen Regierung Ludwigs XII. die ungeheure Summe von drei Millionen und dreimalhunderttausend Livres in damaligem Werthe zogen.

Als Franz I. 1515 seine Feldzüge in Italien machte, die, wie die Karls VIII. und Ludwigs XII. anfangs glänzend, später aber unglücklich waren, wurde ihm der Papst, der sich ihm zuerst entgegengestellt hatte, unentbehrlich.

(1515 und 1516) Der Kanzler Duprat, der später Cardinal wurde, schloß mit den Ministern Leos X. jenen berüchtigten Vertrag, wodurch, wie man sagte, der König und der Papst einander das schenkten, was ihnen nicht gehörte. Der König erhielt das Recht, die geistlichen Stellen zu besetzen, der Papst, durch einen geheimen Artikel, den erstjährigen Ertrag der Pfründen, entsagte aber den Mandaten, den Reservaten, den Anwartschaften und der Prävention, Rechten, worauf Rom schon lange Anspruch gemacht hatte. Kurz nach der Unterzeichnung des Vertrags behielt sich der Papst durch eine Bulle den erstjährigen Ertrag der Pfründen vor. Die Universität von Paris, die eines ihrer Rechte verlor, eignete sich eines zu, das kaum ein englisches Parlament anzusprechen gewagt hätte, sie ließ das Verbot anheften, den Vertrag des Königs zu drucken und ihm zu gehorchen; indeß sind die Universitäten durch diesen Vertrag des Königs und Papstes nicht so schlecht weggekommen, weil ihnen der dritte Theil der Pfründen vorbehalten ist, und sie dieselben in vier Monaten des Jahres, im Januar, April, Juli und October, welche man die Monate der Graduirten nennt, ansprechen können.

Die Geistlichkeit und vorzüglich die Capitel, denen man das Recht nahm, ihre Bischöfe zu ernennen, murrten darüber. Die Hoffnung, von dem Hofe geistliche Stellen zu erhalten, besänftigte sie: das Parlament, das keine Gunstbezeugungen von dem Hofe zu erwarten hatte, war unerschütterlich in dem festen Vorsatze, die alten Gebräuche und die Freiheiten der galli-

canischen Kirche, deren Erhalter es war, zu behaupten; ehrfurchtsvoll widersetzte es sich mehreren Befehlsbriefen; und als es endlich genöthigt wurde, den Vertrag in die Register einzutragen, erklärte es, daß dieß nur auf wiederholten Befehl des Königs geschehe. *)

Indeß schienen, das Parlament bei seiner Widersetzlichkeit, und die Universität bei ihren Klagen einen wesentlichen Dienst zu vergessen, den Franz I. bei Bewilligung der Abgabe von dem erstjährigen Ertrag der Pfründen ihnen leistete: vor ihm wurde sie, gerade wie in England, auf einem sehr hohen Fuße bezahlt: er setzte sie herab, heut zu Tage beläuft sie sich im gewöhnlichen Jahre auf nicht mehr, als 400,000 Franken. Aber es war am Ende doch der Wunsch des ganzes Volkes, daß man überhaupt gar keine Annaten an Rom bezahlen solle.

Man wünschte wenigstens ein dem deutschen Vertrag gleiches Concordat: die Deutschen, immer eifersüchtig auf ihre Rechte, hatten mit Nicolaus V. verabredet, daß die cononische Wahl in ganz Deutschland gültig sey; daß man keine Annaten nach Rom bezahlen sollte; daß zu gewissen Canonicaten während sechs Monaten des Jahres nur der Papst ernennen könnte, und daß die Versorgten dem Papste eine Summe, worüber man übereinkam, bezahlen sollten. Diese reichen deutschen Canonicate waren ein großer Mißbrauch in den Augen der Rechtsgelehrten, und diese Abgabe an Rom eine Simonie. Nach ihrer Ansicht war es ein beschwerlicher und schändlicher Handel, Italien etwas zu bezahlen, um in Deutschland und Frankreich ein Einkommen zu erhalten. Dieser Handel erschien als

---

*) Man sehe die Geschichte des Parlaments.

eine Schande für die Religion; und die politischen Rechner zeigten, daß es ein Hauptfehler Frankreichs sey, alle Jahre nach Rom 400,000 Franken zu schikken, in einer Zeit, in der man durch den Handel nicht einmal das gewinne, was durch diesen schändlichen Vertrag verloren gehe. Forderte der Papst dieses Geld als eine Abgabe, so wurde er gehaßt, forderte er es als Almosen, so war es zu viel. Aber am Ende wird jeder Vertrag nur des Geldes wegen geschlossen; Reliquien, Ablaß, Freisprechungen, geistliche Stellen, alles war um Geld feil.

Muß man einmal das Heilige so im Aufstreich verkaufen, so wäre es doch besser, es zum Besten des Staates zu verwenden, als zum Nutzen eines fremden Bischofs, der durch das Natur- und Völker-Recht zur Einnahme des erstjährigen Ertrags einer geistlichen Stelle in Frankreich ebenso wenig berechtigt ist, als zu der Einnahme des erstjährigen Ertrags der Einkünfte von China und Indien.

Dieser so empörende Vertrag wurde kurz vor dem Bruche des ganzen Nordens, Englands und der Hälfte Deutschlands mit dem römischen Stuhle gemacht. Nun wurde dieser Stuhl in Frankreich bald noch mehr verhaßt: und die Religion konnte einen Haß dulden, den Rom einflößte.

Dieß war lange Zeit das Geschrei aller Obrigkeiten, aller Capitel und aller Universitäten. Diese Klagen wurden noch heftiger, als man die Bulle las, worin der wollüstige Leo X. die pragmatische Sanction „die Depravation des Königreichs Frankreich“ nennt.

Diese einem ganzen Volke in einer Bulle, in der man Worte des heiligen Paulus anführt, und in der man Geld verlangte, gemachte Beleidigung erregt noch heute allgemeinen Unwillen.

Während der ersten Jahre, welche auf diesen Vertrag folgten, entstanden in mehreren Kirchspielen Unruhen. Der König ernannte einen Bischof, die Domherrn einen andern; das Parlament entschied kraft der Appellationen wegen unbefugter Gerichtsbarkeit zu Gunsten der Geistlichkeit.

Diese Streitigkeiten hatten Bürgerkriege erzeugt, wie zu Zeiten der Lehnsregierung. Aber endlich nahm Franz I. dem Parlamente die Gerichtsbarkeit über die die Bisthümer und Abteien betreffenden Angelegenheiten und übergab sie dem großen Rathe. Mit der Zeit wurde alles ruhig; man gewöhnte sich an das Concordat, wie wenn es immer vorhanden gewesen, und die Klagen des Parlaments hörten ganz auf, als der König (1538) von dem Papste Paul III. die Erlaubniß erhielt, daß der Kanzler und die Parlamentsglieder einmal in ihrem Leben eine geistliche Stelle vergeben durften; dadurch können sie nun das im Kleinen thun, was der König im Großen thut; die Requetenmeister erhielten später das nämliche Vorrecht.

Bei dieser Angelegenheit, die Franz I. so viele Mühe kostete, mußte man ihm nothwendig gehorchen, wenn Leo X. seine mit ihm eingegangenen politischen Verbindlichkeiten erfüllen und ihm bei Wiedereroberung des Herzogthums Mailand beistehen sollte.

Man sieht, daß bei dem engen Bande, das sie einige Zeit lang vereinigte, es der König nicht gestatten konnte, daß eine dem Papstthum feindliche Religion in Frankreich aufstand. Der Rath glaubte übrigens, jede Neuerung in der Religion ziehe auch Neuerungen im Staate nach sich. Die Politiker können sich aber täuschen, wenn sie nur nach einem Beispiele, das ihnen auffällt, urtheilen. Der Rath hatte Recht, wenn er die Unruhen, die er selbst in Deutschland nährte, betrachtete; vielleicht hatte er Unrecht, wenn er an die Leich-

tigkeit dachte, mit der die Könige von Schweden und Dänemark das Lutherthum eingeführt hatten. Er konnte auch rückwärts blicken und große Beispiele finden: die christliche Religion war überall ohne Bürgerkrieg eingeführt worden; im römischen Reiche auf einen Befehl Constantins; in Frankreich durch den Willen Chlodwigs; in England durch das Beispiel Ethelberts, eines kleinen Königs von Kent; in Polen, in Ungarn durch die nämlichen Ursachen. Es brauchte nicht mehr als ein Jahrhundert, daß der erste der Jagellonen, der in Polen herrschte, Christ wurde, und in ganz Lithauen und Samogitien die christliche Religion eingeführt hatte, ohne daß jene alten Gepiden im geringsten gemurrt hätten. Wenn die Sachsen von Karl dem Großen mit Strömen von Blut getauft wurden, so handelte es sich mehr darum, sie zu unterjochen, als sie zu erleuchten. Wenn man den Blick auf ganz Asien werfen wollte, würde man sehen, daß die muselmännischen Staaten mit gleich friedlichen Götzendienern und Christen angefüllet und daß mehrere Religionen in Indien, China und anderswo ohne Schwertstreich eingeführt worden sind. Wenn man in die alten Zeiten zurückginge, würde man dieselben Beispiele sehen. Nicht eine neue Religion ist es, die an sich selbst gefährlich und blutig ist, sondern der Ehrgeiz der Großen bedient sich dieser Religion, um die eingeführte Regierung anzugreifen. So bewaffneten sich die lutherischen Fürsten gegen den Kaiser, der sie vernichten wollte, aber Franz I. und Heinrich II. hatten in ihrem Lande weder Fürsten noch Herrn zu fürchten.

Der bisher durch unglückliche minderjährige Regierungen getheilte Hof hatte sich gegen Franz I. zu vollkommnem Gehorsam vereinigt. Die Bischöfe und Parlamente zündeten die Scheiterhaufen an; er löschte sie nicht aus: er würde sie ausgelöscht haben, wenn

nicht sein Hof bei dem Unglück anderer ebenso hart, als durch Schwelgerei verweichlicht gewesen wäre; er würde wenigstens die Leiden des Johann le-Clerc gemildert haben, der lebendig mit glühenden Zangen gezwickt wurde, und dem man Arme, Brüste und Nase abhieb, weil er gegen die Bilder und Reliquien gesprochen hatte. Er duldete es, daß man bei einem kleinen Feuer zwanzig Unglückliche verbrannte, die angeklagt waren, zu laut das ausgesprochen zu haben, was er selbst vielleicht im Stillen dachte, wenn man ihn nach den übrigen Handlungen seines Lebens beurtheilt. Die Zahl der Schlachtopfer, die nicht an den Papst glauben wollten, und ihre schauervolle Hinrichtung ist grauenerregend: er war nicht bestürzt darüber: die Religion bekümmerte ihn gar nicht. Er verband sich mit den deutschen Protestanten und sogar mit den Mahomedanern gegen Karl V.; und als die lutherischen Fürsten Deutschlands, seine Verbündeten, ihm vorwarfen, daß er ihre Brüder in Frankreich, die doch keine Unruhen erregt hatten, hatte sterben lassen, schob er alles auf die ordentlichen Richter.

Wir haben die Richter Englands unter Heinrich VIII. und Maria schauervolle Grausamkeiten ausüben sehen: die Franzosen, die für ein sanfteres Volk gelten, übertrafen weit diese im Namen der Religion und Gerechtigkeit ausgeübten Grausamkeiten.

Man muß wissen, daß Peter Waldus, ein reicher Kaufmann aus Lyon, dessen Frömmigkeit und Irrthümer den Ursprung der Waldenser veranlaßten, sich mit mehreren Armen in die unbebauten und wüsten Thäler zwischen der Provence und der Dauphiné zurückzog, wo er sie ernährte und ihnen sowohl Priester als Vater war: er unterrichtete sie in seinem Glauben, der in mehreren Hauptpunkten, dem der Albigenser, Wiclefs, Johann Hussens, Luthers und Zwinglis gleich

kam. Diese lange Zeit unbekannten Menschen machten diese Ländereien urbar, und durch unglaubliche Anstrengungen zu Wiesen und Weiden geeignet; es ist ein Beweis, wie sehr man unsere Nachlässigkeit anklagen muß, wenn es noch unbebaute Ländereien in Frankreich giebt. Sie nahmen die umliegenden Erbgüter auf Zinse; ihre Arbeit sicherte ihren Lebensunterhalt und bereicherte ihre Herren, die sich niemals über sie beklagten. Ihre Zahl vermehrte sich von zwei hundert und funfzig Seelen bis auf achtzehntausend Seelen: sie bewohnten dreißig Flecken, ohne die Weiler zu rechnen; alles dieses war das Werk ihrer Hände. Unter ihnen gab es keine Priester, keine Streitigkeiten über die Religion, keine Händel; ihre Streitsachen entschieden sie unter einander selbst. Diejenigen, welche in die benachbarten Städte gingen, wußten allein, daß es eine Messe und Bischöfe gebe: sie beteten zu Gott in ihrer Sprache, und beständige Arbeit machte ihr Leben unschuldig. Mehr als zwei Jahrhunderte lang genossen sie diesen Frieden, den man der Ermüdung von den Kriegen gegen die Albigenser zuschreiben muß. Wenn sich das menschliche Herz lange genug der äußersten Wuth überlassen hat, erweicht es sich zur Geduld und Gleichgültigkeit; dieß sieht man bei jedem Einzelnen und bei ganzen Völkern. Diese Ruhe genossen die Waldenser, als die Kirchenverbesserer Deutschlands und Genfs erfuhren, daß sie Brüder hatten (1540). Sogleich schickte man ihnen Geistliche zu. Nun wurden diese Waldenser nur zu gut bekannt: die neuen Erlasse gegen die Ketzer verdammten sie zum Feuertode. Das Parlament der Provence ernannte diese Strafe gegen neunzehn der vornehmsten Einwohner des Fleckens Merindol, und befahl, ihre Woldungen umzuhauen, und ihre Häuser niederzureißen. Die erschreckten Waldenser schickten Abgesandte an den Kardinal Sadolet,

den Bischof von Carpentras, der damals in seinem Bisthume war: als berühmter Gelehrter und wahrer Philosoph empfing er sie gütig und sprach für sie. Laugeai, Statthalter von Piemont, ließ die Hinrichtung aufschieben (1541); Franz I. begnadigte sie unter der Bedingung, daß sie abschwören sollten. Aber man schwört nicht leicht eine Religion ab, die man mit der Muttermilch eingesogen hat. Ihre Hartnäckigkeit erbitterte das aus Hitzköpfen bestehende Parlament der Provence. Johann Meynier d'Oppede, damals erster Präsident, der hitzigste von allen, setzte das gerichtliche Verfahren gegen sie fort.

Die Waldenser rotteten sich endlich zusammen; der erbitterte d'Oppede erschwerte ihre Fehler bei dem Könige und erhielt die Erlaubniß, das fünf Jahre lang aufgeschobene Urtheil zu vollziehen. Man brauchte Truppen zu dieser Vollziehung; d'Oppede und der Generaladvocat Guérin sammelten solche. Es ist deutlich, daß diese allzuhartnäckigen Leute, die der Kunstredner Maimbourg „aufrührerisches Lumpengesindel" nannte, keineswegs zum Aufruhr geneigt waren, weil sie sich nicht vertheidigten; sie flohen von allen Seiten und baten um Mitleid; die Soldaten erwürgten Weiber, Kinder und Greise, die nicht schnell genug fliehen konnten.

D'Oppede und Guérin eilten von Dorf zu Dorf; alles, was man fand, wurde getödtet; die Häuser, die Scheunen, die Ernten und Bäume wurden verbrannt; man verfolgte die Flüchtigen beim Schein des Brandes. In dem festen Dorfe Cabriéres waren noch sechzig Männer und dreißig Frauen übrig; sie ergaben sich unter dem Versprechen, daß man ihres Lebens schone; aber kaum hatten sie sich ergeben, so machte man sie nieder. Einige in eine benachbarte Kirche geflüchtete Weiber wurden auf den Befehl d'Oppede's

hervorgezogen; er schloß sie in eine Scheune ein, welche in Brand gesteckt wurde. Zwei und zwanzig in Asche gelegte Dörfer konnte man zählen, und als die Flammen erloschen, war die vorher so blühende und bevölkerte Gegend eine Wüste, wo man nichts sah, als Leichname. Die wenigen Entronnenen retteten sich nach Piemont. Franz I. schauderte: das Urtheil, dessen Vollziehung er zugegeben hatte, betraf nur neunzehn Ketzer; d'Oppede und Guérin ließen Tausende niedermachen. Der König empfahl sterbend seinem Sohne, diese Grausamkeit, wovon man bei Friedensrichtern kein Beispiel finden könne, zu bestrafen.

In der That erlaubte Heinrich II. den zu Grunde gerichteten Herrn dieser vernichteten Dörfer und erwürgten Leute, ihre Klagen vor das Parlament von Paris zu bringen. Die Sache wurde untersucht: d'Oppede hatte so viel Einfluß, daß er für unschuldig erklärt wurde; alles fiel auf den Generaladvocaten Guérin zurück; dieser einzige Kopf fiel für das Blut so vieler Unglücklichen.

Indeß hinderten diese Hinrichtungen die Fortschritte des Calvinismus durchaus nicht. Auf der einen Seite verbrannte man, auf der andern sang man lachend die Psalmen Marots, nach jenem leichten und oft sehr grausamen Sinne des französischen Volkes. Der ganze Hof Margarethas, der Königin von Navarra und Schwester Franz I., war calvinisch; die Hälfte des königlichen war es auch. Was bei dem Volke angefangen hatte, ging auf die Großen über, wie es immer der Fall ist. Insgeheim hielt man Predigten, überall stritt man laut: diese Streitigkeiten, um die sich heut zu Tage weder Paris noch der Hof bekümmert, weil sie alt sind, reizten die Gemüther, weil sie neu waren. Es gab in dem Parlament von Paris mehr als Ein Mitglied, das der sogenannten Kirchenver=

besserung ergeben war: diese Gesellschaft war immer beschäftigt, die Ansprüche der römischen Kirche, welche die Ketzerei vernichtete, zu bekämpfen. Die strenge und republikanische Freiheit einiger Räthe gefiel sich darin, eine strenge Secte, welche die Schwelgerei des Hofes verdammte, zu begünstigen. Heinrich II., der mit mehreren Mitgliedern dieser Gesellschaften unzufrieden war, trat einst unversehens in die große Kammer, während man über die Milderung der Verfolgungen gegen die Huguenotten berathschlagte, und ließ fünf Räthe verhaften (1554): einer von ihnen, Anna du Bourg, der mit dem größten Nachdruck gesprochen hatte, unterzeichnete in der Bastille sein Glaubensbekenntniß, das in vielen Punkten mit dem der Calvinisten und Lutheraner übereinstimmt.

Es gab damals einen Inquisitor in Frankreich, obgleich ein Gerichtshof der Inquisition, die allen Franzosen ein Greuel ist, nie daselbst eingerichtet wurde. Dieser Inquisitor, der Bischof Mouchi von Paris und Bevollmächtigte des Parlaments richteten und verdammten jenen du Bourg, ungeachtet des alten Gesezzes, nach dem er nur von den versammelten Kammern des Parlaments gerichtet werden sollte, einem Gesetze, das noch besteht, worauf man sich oft beruft, das aber immer unnütz war, denn nichts ist gewöhnlicher in der Geschichte Frankreichs, als daß Parlamentsglieder anderswo als im Parlamente gerichtet wurden. Anna du Bourg wurde aber erst unter der Regierung Franz II. hingerichtet. Der Cardinal von Lothringen, der den Staat gewaltthätig beherrschte, verlangte seinen Tod (1559); man henkte und verbrannte diesen Priester-Beamten auf dem Grèveplatze; er besaß ein allzu unbeugsames Herz, war aber ein uneigennütziger Richter und als tugendhafter Mann bekannt.

Die Märtyrer machen Proselyten: die Hinrichtung eines solchen Mannes führte der Kirchenverbesserung mehr Anhänger zu, als die Bücher Calvins. Der sechste Theil von Frankreich war unter Franz II. calvinistisch, wie unter Karl V. wenigstens der dritte Theil von Deutschland lutherisch war.

Man konnte nur noch Eine Partei ergreifen, Karl V. nachahmen, der nach vielen Kriegen endlich Gewissensfreiheit zuließ, und die Königin Elisabeth, die, während sie die herrschende Religion beschützte, jeden seinen Gott nach seinen Grundsätzen anbeten ließ, vorausgesetzt, daß er sich den Gesetzen des Staates unterwarf.

Diesen Grundsatz wendet man nun in allen einst durch Religionskriege zerstörten Ländern an, nachdem traurige Erfahrungen gelehrt haben, wie heilsam er ist.

Aber um ihn anzuwenden, müssen die Gesetze befestigt seyn und die Erbitterung der Parteien muß sich zu legen anfangen. In Frankreich aber gab es von Franz II. an bis zu den schönen Jahren des großen Heinrichs nur blutige Parteien. In dieser unruhigen Zeit kannte man die Gesetze nicht, und die Schwärmerei, die den Krieg noch überlebte, ermordete diesen Herrscher mitten im Frieden, durch die Hand eines wüthenden und schwachen, dem Kloster entronnenen Mönches. Nachdem ich nun so eine Vorstellung von dem Zustande der Religion in Europa im sechzehnten Jahrhundert gemacht habe, muß ich noch von den Mönchsorden sprechen, welche die neuen Meinungen bekämpften und von dem Glaubensgericht, welches sich bemühte, die Protestanten auszurotten.

Hundert und neun und dreißigstes Kapitel.

Die Mönchsorden.

Das Mönchsleben, das so viel Gutes und Böses stiftete, das eine der Säulen des Papstthums war, und den hervorbrachte, durch den das Papstthum in der Hälfte Europas ausgerottet wurde, verdient eine besondere Aufmerksamkeit.

Viele Protestanten und Weltleute glauben, die Päpste hätten alle diese in Kleidung, Fußbedeckung, Nahrung, Beschäftigungen und Regeln so verschiedenen Soldaten erfunden, um in allen Staaten der Christenheit die Heere des heiligen Stuhles zu bilden. Es ist wahr, die Päpste haben sie eingeführt, aber nicht erfunden.

Es gab bei den Völkern des Ostens im höchsten Alterthume Menschen, welche sich von dem großen Haufen zurückzogen, um miteinander in der Zurückgezogenheit zu leben. Die Perser, die Aegypter und besonders die Indier hatten Gemeinschaften von Cönobiten, unabhängig von denen, die sich dem Dienste der Altäre widmeten. Von den Indiern kam zu uns jene wunderbare Strenge, jene Opfer und jene freiwilligen Qualen, wozu sich die Menschen verdammen, in der Ueberzeugung, die Gottheit habe Gefallen an den Leiden der Menschen.

Europa ahmte hierin Indien nach. Die feurige und düstere Einbildungskraft der Morgenländer ist noch weiter gegangen, als die unsrige. Man sieht keine Mönche bei den Griechen und Römern; alle Priestergemeinschaften bedienten die Tempel, an die sie gebunden waren. Das Mönchsleben war diesen Völkern

unbekannt. Die Juden hatten ihre Essener und Therapeuten: die Christen ahmten sie nach.

Der heilige Basilius stellte im Anfang des vierten Jahrhunderts in einer wilden Provinz am schwarzen Meere seine von allen morgenländischen Mönchen befolgte Regel auf, er dachte drei Gelübde aus, denen sich alle Einsiedler unterwarfen. Der heilige Benedict stellte seine Regel im sechsten Jahrhundert auf und wurde der Patriarch der abendländischen Mönche.

Lange war es ein Trost für das menschliche Geschlecht, daß diese Zufluchtsörter allen denen offen standen, welche sich den Bedrückungen einer gothischen oder vandalischen Regierung entziehen wollten. Beinahe jeder, der nicht ein Schloß besaß, war Sklave, in der Stille der Klöster vermied man Unterdrückung und Krieg. Die Lehnsgesetze des Abendlandes erlaubten es zwar nicht, daß ein Sklave ohne Beistimmung des Herrn als Mönch angenommen wurde: aber die Klöster wußten das Gesetz zu umgehen. Die wenigen Wissenschaften, die bei den Barbaren noch übrig waren, wurden in den Klöstern aufbewahrt, die Benedictiner schrieben einige Büchern ab; allmählig gingen aus den Klöstern mehrere nützliche Erfindungen hervor. Im übrigen bauten diese Mönche das Land, sangen Gott Loblieder, lebten mäßig, waren gastfreundlich; und ihre Beispiele konnten dazu dienen, die Wildheit dieser barbarischen Zeit zu mildern. Man beklagte sich, daß Reichthümer bald das verdarben, was die Tugend und die Noth gestiftet hatten, es waren Verbesserungen nöthig. Jedes Jahrhundert gebar in allen Ländern Menschen, welche von dem Beispiele des heiligen Benedict begeistert waren, und alle Gründer neuer Gemeinschaften seyn wollten.

Ehrgeiz ist beinahe immer mit Schwärmerei verbunden und vermischt sich unbemerkt mit der strengsten

Frömmigkeit. In den alten Orden des heiligen Benedict oder des heiligen Basilius treten, hieß ein Unterthan werden; eine neue Stiftung machen, hieß ein Reich errichten; daher jene Menge von Geistlichen, Regulardomherrn, Mönchen und Nonnen. Wer einen neuen Orden gründen wollte, wurde von dem Papste gut aufgenommen, weil alle unmittelbar dem heiligen Stuhle unterworfen und der Herrschaft ihrer Bischöfe so gut als möglich entzogen waren. Die meisten Ordensgenerale leben zu Rom, als in dem Mittelpunkt der Christenheit, und von dieser Hauptstadt aus schicken sie die Befehle, die ihnen der Papst giebt, bis an's Ende der Welt.

Nicht genug hat man es beachtet, daß wenig gefehlt hätte, daß der römische Stuhl auf immer in den Händen der Päpste gewesen wäre. Diese Herabwürdigung, die Rom drohte, war nicht mehr zu fürchten, als Gregor I. von der Geistlichkeit und dem Volke zum Papste gewählt wurde (590). Zwar war er vorher Benedictiner gewesen, hatte aber das Kloster schon lange vorher verlassen. Später gewöhnten sich die Römer daran, Mönche auf dem päpstlichen Stuhle zu sehen, er war von Dominicanern und Franziscanern bis zum dreizehnten und vierzehnten und auch noch im funfzehnten Jahrhundert besetzt gewesen. Die Cardinäle hatten in dieser Zeit der Unruhen, der Unwissenheit, des Aberglaubens und der Barbarei dem Volke das Recht entrissen, seinen Bischof zu wählen. Wenn diese Mönchspäpste es gewagt hätten, in das Collegium der Cardinäle nur zwei Drittheile von Mönchen zu setzen, wäre das Papstthum für immer in ihren Händen geblieben, die Mönche würden die ganze Christenheit unumschränkt regiert haben; alle Könige wären ihrem ausschweifenden Hohne preisgegeben gewesen. Die Cardinäle schienen diese Gefahr

BIBLIOTHECA CIVITATIS

erst gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts unter der Regierung des Franziscaners Sixtus V. geahnt zu haben. Erst zu dieser Zeit haben sie den Beschluß gefaßt, den Cardinalshut nur sehr wenigen Mönchen zu geben und keinen mehr zum Papste zu wählen *).

Alle christliche Staaten waren bei'm Anfang des sechszehnten Jahrhunderts mit Bürgern überschwemmt, die in ihrem Vaterlande fremd und Unterthanen des Papstes geworden waren. Ein anderer Mißbrauch ist, daß sich diese ungeheuren Familien auf Unkosten des Menschengeschlechts fortpflanzen. Man kann versichern, daß die Klöster, ehe die Hälfte Europas sie abschaffte, mehr als 500,000 Personen in sich schlossen. Es gab entvölkerte Landschaften; den Pflanzungen der neuen Welt fehlte es an Bewohnern; die Geißel des Krieges nimmt täglich mehr als zu viel Bürger weg. Wenn der Zweck jedes Gesetzgebers die Vermehrung der Unterthanen ist, so ist es ohne Zweifel diesem großen Grundsatze entgegen, wenn man jene Menge von Frauen und Männern, welche der Staat verliert und welche sich durch einen Eid verbinden, so viel ihnen möglich ist, zur Vernichtung des Menschengeschlechts beizutragen, noch aufmuntert. Es wäre zu wünschen, daß es für das Alter stille Orte der Zurückgezogenheit gäbe; aber diese einzige nothwendige Einrichtung ist allein vergessen worden; die früheste Jugend ist es,

*) Trotz dieses von der Staatskunst eingegebenen Beschlusses gab es in unserem Jahrhundert zwei Päpste, die früher Mönche gewesen waren; Orsini, (Benedict VIII.) war ein Dominicaner, Ganganelli (Clemens XIV.) war ein Franziscaner. So ändern sich die Dinge!

welche die Klöster bevölkert; in einem Alter, wo es nirgends erlaubt ist, sein Vermögen zu genießen, ist es gestattet, auf immer über seine Freiheit zu verfügen.

Man kann nicht läugnen, daß man in den Klöstern große Tugenden gefunden hat: es giebt gewiß kein Kloster, das nicht bewundernswürdige Seelen in sich schlösse, welche der menschlichen Natur Ehre machen. Nur zu viele Schriftsteller haben sich ein Vergnügen daraus gemacht, die Ausschweifungen und Laster aufzusuchen, womit diese Zufluchtsorte der Frömmigkeit zuweilen befleckt wurden. Gewiß ist das weltliche Leben immer lasterhafter gewesen und die größten Verbrechen wurden nicht in den Klöstern begangen; aber sie sind durch ihren Widerspruch mit den Ordensregeln zu sehr herausgehoben worden. Nichts war immer rein. Man muß hier nur das allgemeine Beste der Gesellschaft in's Auge fassen, man muß tausend begrabene Talente und unfruchtbare Tugenden, welche in der Welt nützlich gewesen wären, beklagen. Die kleine Anzahl der Klöster stiftete Anfangs viel Gutes, diese kleine, dem Umfange jedes Staates angemessene Zahl würde geachtet worden seyn; die große Zahl würdigte sie herab, so wie die Priester, welche sonst den Bischöfen gleich waren, heut zu Tage in eben dem Verhältniß zu ihnen stehen, wie das Volk zu dem Fürsten.

Es ist wahr, daß zwischen den alten schwarzen und den neuen weißen Mönchen eine schändliche Feindschaft herrschte. Diese Eifersucht glich der der Grünen und Blauen im römischen Reiche; aber sie erregte nicht dieselben Aufstände.

Unter der Menge von Mönchsorden behaupteten die Benedictiner immer den ersten Rang. Mit ihrer Macht und ihren Reichthümern beschäftigt, ließen sie

sich im sechszehnten Jahrhundert nicht in die scholastischen Streitigkeiten ein; sie betrachteten die andern Mönche gerade wie der alte Adel den neuen ansieht. Die von Citeaux und Clairvaux und viele andere waren Sprößlinge aus dem Stamme des heiligen Benedict und zur Zeit Luthers nur durch ihren Reichthum bekannt. Die reichen Abteien Deutschlands blieben ruhig in ihrer Lage und mischten sich nicht in den Streit, und die Benedictiner von Paris hatten ihre Muße noch nicht zu jenen gelehrten Forschungen verwendet, die ihnen so viel Ruhm erworben haben.

Die Carmeliter, im dreizehnten Jahrhundert von Palästina nach Europa versetzt, waren zufrieden, wenn man glaubte, daß Elias ihr Stifter gewesen sey.

Der Carthäuserorden, gegen das Ende des eilften Jahrhunderts bei Grenoble gestiftet, und der einzige alte Orden, der niemals einer Verbesserung bedurfte, war sehr klein; er war zwar zu reich für Menschen, die abgesondert von der Welt leben wollten; aber trotz dieser Reichthümer waren seine Mitglieder immer dem Fasten, dem Stillschweigen, dem Gebet und der Einsamkeit ergeben; sie lebten ruhig mitten unter den vielfachen Bewegungen, wovon das Gerücht kaum zu ihnen gelangte, und kannten die Fürsten nur durch das Gebet, in das ihre Namen eingeschoben werden. Welch ein Glück, wenn so reine und beharrliche Tugend der Welt hätte nützlich werden können!

Die Prämonstratenser, die der heilige Norbert gründete (1120), machten nicht viel Aufsehen, und waren ebendeßhalb um so mehr zu schätzen.

Die Franziscaner waren die zahlreichsten und thätigsten. Franz von Assisi, der sie gegen das Jahr 1210. gründete, war ein Mann von der größten Einfachheit und der übermäßigsten Schwärmerei; diese war der Geist der Zeit; es war theils der des Pöbels der Kreuz-

fahrer; theils der der Waldenser und Albigenser. Er fand viele Leute seines Gelichters, und gesellte sie zu sich. Die Kreuzzüge haben uns bereits ein großes Beispiel seines und seiner Genossen Eifers gegeben, wo er dem Sultan von Aegypten den Vorschlag machte, ein Christ zu werden und Bruder Aegidius so hartnäckig in Marocco predigte.

Nie sind die Verirrungen des Geistes weiter getrieben worden, als in dem Buche, „von der gleichen Würde des Franziscus mit Christus," das zu seiner Zeit geschrieben, später vermehrt und am Anfang des sechszehnten Jahrhunderts durch einen Franziscaner, Namens Barthelemi Albici, gesammelt und gedruckt worden ist. Christus wird in diesem Buche als der Vorläufer des Franziscus betrachtet. Hier findet man die Geschichte von der Schneefrau, die Franz mit eignen Händen machte; von einem wüthenden Wolf, den er wundervoll heilte und von dem er sich versprechen ließ, keine Schafe mehr zu fressen; von einem Franziscaner, der Bischof geworden, von dem Papste abgesetzt und nach seiner Absetzung gestorben, aber aus seiner Bahre hervorgegangen war, um dem Papste einen Anklagebrief zu bringen; von einem Arzte, den er in Nocera durch sein Gebet sterben ließ, um das Vergnügen zu haben, ihn durch ein neues Gebet wieder aufzuwecken. Man schrieb dem Franziscus eine ungeheure Menge Wunder zu. Dieß war allerdings ein großes Wunder von dem Stifter eines so großen Ordens, daß er ihn so sehr vermehrt hatte, daß sich bei einem Generalcapitel, das (1219) bei Assisi gehalten wurde, fünftausend seiner Mönche einfanden. Heut zu Tage gibt es, obgleich die Protestanten eine ungeheure Menge ihrer Klöster aufgehoben haben, noch ungefähr 7000 Mannsklöster unter verschiedenen Namen und mehr als neunhundert Frauenklöster. Man hat bei ihren

letzten Capiteln 115,000 Mönche und ungefähr 29,000 Nonnen gezählt; ein unerträglicher Mißbrauch in Ländern, wo es an Menschen so offenbar mangelt.

In allem sind sie die eifrigsten, als Prediger, Theologen, Missionäre, Bettler, Kundschafter laufen sie von einem Ende der Welt bis zum andern, und sind überall Feinde der Dominicaner. Ihr theologischer Streit betraf die Geburt der Mutter Jesu Christi. Die Dominicaner behaupteten, sie sey, wie die andern Menschen unter der Gewalt des Teufels geboren; die Franziscaner erklärten, sie sey von der Erbsünde frei gewesen. Die Dominicaner glaubten sich auf die Ansicht des heiligen Thomas stützen zu können; die Franziscaner auf die des heiligen Duns, eines Schottländers, welcher fälschlich Scotus genannt wird, und zu seiner Zeit unter dem Titel des „spitzfindigen Doctors" bekannt war.

Die politische Streitigkeit dieser beiden Orden war die Folge des ungeheuren Ansehens der Dominicaner.

Diese, etwas später gestiftet als die Franziscaner, waren nicht so zahlreich, aber sie waren mächtiger durch die Stelle des „maestro del sacro palazzo di Roma," die seit dem heiligen Dominicus bei diesem Orden geblieben ist, und durch die Gerichtshöfe der Inquisition, bei denen diese Mönche den Vorsitz führen. Die Generale selbst ernannten eine Zeit lang die Inquisitoren in der Christenheit, und der Papst, der sie gegenwärtig ernennt, läßt noch immer die Versammlung dieses Gerichts in dem Minervenkloster der Dominicaner halten, und diese Mönche sind noch Inquisitoren an zwei und dreißig italienischen Gerichtshöfen, ohne die portugiesischen und spanischen zu rechnen.

Die Augustiner waren ursprünglich eine Gemeinschaft von Einsiedlern, denen der Papst Alexander IV. eine Regel gab (1254). Obgleich der Sacristan des

Papstes immer aus diesem Orden genommen wurde und sie das Recht hatten, zu predigen und Ablaß zu verkaufen, waren sie nicht so zahlreich, als die Franziscaner, und nicht so mächtig, als die Dominicaner, und sie sind bei der Laienwelt nur dadurch bekannt, daß Luther ein Mitglied ihres Ordens gewesen war.

Die Minimen stifteten weder Gutes noch Böses. Sie waren von einem Mann ohne Urtheil, von jenem Franz Martorillo, gestiftet, den Ludwig XI. bat, ihm das Leben zu verlängern. Da dieser Martorillo seinen Mönchen in Calabrien geboten hatte, sie sollten nichts als Oliven essen, weil diese dort beinahe nichts kosten, gebot er das nämliche den von ihm selbst im nördlichen Frankreich gestifteten Klöstern, wo gar keine Olivenbäume wachsen, und die Oliven bisweilen so viel kosten, daß diese von der Mäßigkeit gebotene Nahrung ein Luxus ist.

Ich übergehe eine große Anzahl verschiedener Gemeinschaften: denn in diesem allgemeinen Entwurfe will ich nicht alle Regimenter eines Heeres die Musterung gehen lassen. Aber der zur Zeit Luthers gestiftete Orden der Jesuiten verdient eine ausgezeichnete Aufmerksamkeit. Die christliche Welt hat sich erschöpft, Gutes und Böses über ihn zu sagen; überallhin hat sich diese Gesellschaft verbreitet und überall hat sie Feinde gehabt. Sehr viele glauben, seine Stiftung sey das Meisterstück der Staatskunst, und Inigo, den wir Ignaz nennen, habe dabei die Absicht gehabt, die Gewissen der Könige seinem Orden zu unterwerfen, ihn über den Geist des Volkes herrschen zu lassen, und ihm eine Art Universalmonarchie zu verschaffen.

Ignaz von Loyola war aber weit entfernt von einem solchen Plane, und nie im Stande, solche Ansprüche zu machen. Er war ein biscayischer Edelmann, ohne wissenschaftliche Bildung, mit abentheuerlichem

Geiste geboren, von Ritterbüchern eingenommen, und zur Schwärmerei geneigt. Er diente unter dem spanischen Heere, während die Franzosen, welche umsonst Navarra den Händen seiner unrechtmäßigen Besitzer entreißen wollten, das Schloß Pampeluna belagerten (1521). Ignaz, der damals ungefähr dreißig Jahre alt war, war in diesem Schlosse eingesperrt, und wurde dort verwundet. Die goldene Legende, die man ihm während seiner Genesung zu lesen gab, und ein Gesicht, das er zu haben glaubte, bestimmten ihn, eine Wallfahrt nach Jerusalem zu machen. Er kasteiete seinen Leib; man versichert, daß er sieben Tage und sieben Nächte nichts gegessen und getrunken habe; was beinahe unglaublich ist, und von einer starken Einbildungskraft und einem festen Körperbau zeugt. So unwissend er auch war, so predigte er doch von Dorf zu Dorf. Seine übrigen Abentheuer sind bekannt; wie er die Waffenwache hielt, und sich zum Ritter der heiligen Jungfrau machte; wie er einen Mauren bekämpfen wollte, der zu unehrerbietig von der gesprochen hatte, deren Ritter er war, und wie er die Sache der Entscheidung seines Pferdes überließ, das einen andern Weg einschlug, als das des Mauren. Er wollte den Türken predigen, er kam bis Venedig; aber da er bedachte, daß er nicht einmal Latein, eine in der Türkei überdieß ganz unbrauchbare Sprache, verstehe, kehrte er in einem Alter von drei und dreißig Jahren um, um seine Studien in Salamanca zu beginnen. Nachdem ihn die Inquisition hatte einkerkern lassen, weil er sich zum Beschützer einiger Betschwestern aufwarf, und sie zu Wallfahrten veranlaßte, und er weder in Alcala noch in Salamanca die Anfangsgründe der Sprachlehre lernen konnte, begab er sich nach Paris in die Schule von Montaigu, und unterwarf sich der Ruthe, wie

die kleinen Knaben seiner Classe. Unfähig, die lateinische Sprache zu lernen, arm, in Paris umherirrend, und verachtet, traf er auf Spanier, die im nämlichen Zustande waren; er gesellte sie zu sich; einige Franzosen vereinigten sich mit ihnen. Sie reisten gegen das Jahr 1537 alle nach Rom und stellten sich dem Papste Paul III. als Pilger vor, welche nach Jerusalem gehen und dort einen besonderen Orden bilden wollten. Ignaz und seine Gefährten waren nicht ohne Tugend; sie waren uneigennützig, hart gegen sich und voll Eifers, aber man muß auch gestehen, daß Ignaz vor Ehrgeiz brannte, einen Orden zu stiften. Diese Art von Eitelkeit, womit sich immer Herrschsucht mischt, setzt sich durch die Aufopferung anderer Leidenschaften in einem Herzen fest, und ist um so mächtiger, jemehr sie sich mit Tugenden vereinigt. Wenn Ignaz diese Leidenschaft nicht genährt hätte, wäre er mit den Seinigen in den Orden der Theatiner getreten, den der Cardinal Cajetan gestiftet hatte. Vergeblich bat ihn der Cardinal, in diese Gemeinschaft zu treten, die Begierde, einen Orden zu stiften, erlaubte es ihm nicht, unter einem andern Mönch zu seyn.

Die Wege nach Jerusalem waren nicht sicher; sie mußten in Europa bleiben. Ignaz, der die Sprachlehre ein wenig gelernt hatte, widmete sich dem Unterrichte der Kinder. Seine Schüler erfüllten diese Absicht mit großem Erfolge; aber gerade dieser Erfolg war eine Quelle von Unruhen: die Jesuiten mußten auf den Universitäten, wo sie aufgenommen wurden, Nebenbuhler bekämpfen, und die Städte, wo sie neben der Universität noch lehrten, waren ein Schauplatz von Streitigkeiten.

Wenn das Verlangen, zu lehren, das die Liebe diesem Stifter einflößte, traurige Folgen gehabt hat, so hat die Demuth, mit der er und die Seinigen al=

len kirchlichen Würden entsagten, ohne Zweifel seinen Orden so groß gemacht. Die meisten Herrscher nahmen Jesuiten zu Beichtvätern, damit sie nicht nöthig hatten, ein Bisthum für eine Absolution zu geben; und die Stelle eines Beichtvaters ist oft wichtiger geworden, als ein Bischofsstuhl: es ist ein geheimer Dienst, der nach Maßgabe der Schwäche des Fürsten mächtig wird.

Endlich rieth man dem Ignaz und seinen Genossen, um die so schwer zu erhaltende Bulle der Stiftung von dem Papste zu erzwingen, außer den gewöhnlichen Gelübden noch ein besonderes viertes Gelübde des Gehorsams gegen den Papst zu nehmen: und dieß vierte Gelübde ist es, das Missionäre hervorgebracht hat, welche den Glauben und den Ruhm des Papstes bis an das Ende der Welt trugen. So gab der am wenigsten politische Geist von der Welt dem politischsten aller Mönchsorden seine Entstehung. In Religionssachen beginnt immer Schwärmerei das Gebäude, aber Gewandtheit vollendet es.

Paul III. machte ihre Stiftungsbulle mit der ausdrücklichen Bestimmung bekannt, daß ihre Anzahl nie sechzig übersteigen sollte; indeß hatte Ignaz vor seinem Tode mehr als ein tausend Jesuiten unter seinen Befehlen. Die Klugheit zügelte endlich seine Schwärmerei: sein Buch von den „geistigen Uebungen," das seinen Schülern als Leitstern dienen sollte, war in der That romanhaft; er stellt darin Gott als einen Heerführer vor, dessen Hauptleute die Jesuiten sind: aber man kann ein sehr schlechtes Buch machen und doch gut regieren. Er wurde vorzüglich von einem Lainez und einem Salmeron unterstützt, die gewandter geworden mit ihm die Gesetze seines Ordens verfaßten. Franz von Borgia, Herzog von Gandia, ein Enkel Papst Alexanders VI. und Neffe des Cäsar Borgia, so fromm und

so einfach, als sein Oheim und sein Großvater schlecht und schurkisch gewesen, trat in den Orden der Jesuiten, und brachte ihnen Reichthümer und Ansehn. Franz Xaver machte durch seine Bekehrungsreisen nach Indien und Japan den Orden berühmt. Die Hartnäckigkeit, die Mischung von Schwärmerei und Geschmeidigkeit, die diesem neuen Orden eigenthümlich war, verschaffte ihnen troß der Einsprüche, die sie erfuhren, beinahe in allen Königreichen Aufnahme (1561). In Frankreich wurden sie nur unter der Bedingung zugelassen, daß sie nie den Namen Jesuiten annehmen und den Bischöfen gehorchen sollten. Der Name Jesuit erschien zu prunkvoll: man warf ihnen vor, sie wollten sich allein einen allen Christen gemeinschaftlichen Namen zueignen; und die Gelübde, welche sie dem Papste thaten, erregten Eifersucht.

In der Folge hat man sie an mehreren Höfen Europas herrschen, durch ihre Erziehung der Jugend sich einen großen Namen verschaffen, die Wissenschaften in China wieder emporbringen, Japan auf eine Zeit lang christlich machen, und den Völkern von Paraguai Gesetze geben sehen *). Zur Zeit ihrer Vertreibung aus Portugal, dem ersten Zeichen zu ihrer Vernichtung, waren ohngefähr achtzehn tausend in der Welt, die alle einem beständigen und unumschränkten General unterworfen, und einzig durch den Gehorsam, den sie einem Einzigen geloben, verbunden waren. Ihre Regierungsform war das Muster einer monarchischen Regierung geworden. Sie hatten arme, aber auch sehr reiche Häuser. Der Bischof von Mexico, Johann von Palafox, schrieb ungefähr hundert Jahre nach ihrer Stiftung an den Papst Innocenz X. „Ich habe beinahe

*) Man sehe den Abschnitt von Paraguai.

alle Reichthümer dieser Provinzen in den Händen der Jesuiten gefunden. Zwei ihrer Collegien besitzen 300, 000 Schafe, 6 große Zuckersiedereien, deren einige gegen eine Million Thaler werth sind; sie haben sehr reiche Silberminen; ihre Minen sind so ansehnlich, daß ein Fürst, der keinen andern über sich haben wollte, sich damit begnügen könnte." Diese Klagen scheinen ein wenig übertrieben zu seyn, aber sie waren gegründet.

Dieser Orden hatte viele Mühe, sich in Frankreich festzusetzen, und dieß mußte nothwendig der Fall seyn; er entstand und erhob sich unter dem Schutze des Hauses Oestreich, das damals feindlich gegen Frankreich gesinnt war. Die Jesuiten standen zur Zeit der Ligue im Solde Philipps II., die andern Geistlichen, welche alle auf diese Seite traten, die Benedictiner und Carthäuser ausgenommen, schürten das Feuer nur in Frankreich; die Jesuiten bliesen es von Rom, Madrid, Brüssel aus bis mitten nach Paris an. Glücklichere Zeiten haben diese Flammen gelöscht.

Nichts scheint widersprechender zu seyn, als jener allgemeine Haß, den sie auf sich geladen, und jenes Zutrauen, das sie sich erworben hatten; jene Gesinnung, welche sie aus mehreren Ländern verjagte, und sie wieder in Ansehn brachte, jene ungeheure Anzahl Feinde, und jene Gunst des Volkes; aber man hat Beispiele von solchen Widersprüchen, schon bei dem Bettelorden gesehen. In einer zahlreichen mit den Wissenschaften und der Religion beschäftigten Gesellschaft gibt es immer feurige und unruhige Geister, welche sich Feinde machen, Gelehrte, welche sich Ruhm erwerben, einschmeichelnde Charaktere, die sich einen Anhang verschaffen, und listige Köpfe, die aus der Arbeit und dem Charakter aller Anderen Nutzen ziehen. Ohne Zweifel darf man die Verbrechen, wozu traurige

Zeitverhältnisse einige Jesuiten verleitet haben, nicht einem festen, allgemeinen und immer befolgten Plane zuschreiben. Es ist gewiß nicht ein Fehler des Ignaz, wenn die Jesuiten Matthieu, Guignard, Gueret und andere mit so viel Wuth gegen Heinrich IV. schrieben und Verschwörungen anzettelten, und wenn sie endlich aus Frankreich, Spanien und Portugal verjagt und von einem Franziscanerpapste trotz des vierten Gelübdes, das sie dem heiligen Stuhle gethan hatten, vernichtet wurden: so wenig es ein Fehler des Stifters der Dominicaner ist, wenn einer ihrer Brüder den Kaiser Heinrich VII. beim Abendmahl vergiftete, und ein anderer den König Heinrich III. von Frankreich ermordete. Ebenso wenig kann man dem heiligen Benedict die Vergiftung des Herzogs von Guienne, eines Bruders Ludwigs XI., durch einen Benedictiner aufrechnen. Kein Mönchsorden wurde mit verbrecherischen, ja nicht einmal mit politischen Absichten gegründet.

Die Patres Oratorii in Frankreich, eine neuere Stiftung, sind von allen Orden verschieden: ihre Gemeinschaft ist die einzige, deren Gelübde man nicht kennt, und bei der niemals Reue Statt findet: es ist ein immer freiwilliger Aufenthalt. Die Reichen leben dort auf ihre Kosten, die Armen auf Kosten des Hauses: man genießt die Freiheit, welche dem Menschen zukommt: Aberglaube und Kleinlichkeit entehren dort niemals die Tugend.

Unter allen diesen Orden herrschte Nacheiferung, welche oft in offene Eifersucht ausgebrochen ist. Zwischen den schwarzen und weißen Mönchen wüthete einige Jahrhunderte lang heftiger Haß; die Dominicaner und Franziscaner waren, wie schon bemerkt, nothwendig Feinde; jeder Orden schien sich unter einer verschiedenen Fahne zu sammeln. Was man Gemeingeist nennt, belebt alle Gemeinschaften.

Die der Erleichterung der Armen und dem Dienste der Kranken gewidmeten Stiftungen verdienen wohl nicht geringe Achtung. Vielleicht giebt es nichts größeres auf der Erde, als die Aufopferung der Schönheit und Jugend, und oft sogar der hohen Geburt, welche ein zartes Geschlecht sich gefallen läßt, als in den Hospitälern jenen Sammelplatz alles menschlichen Elends zu vermindern, dessen Anblick für den menschlichen Stolz so demüthigend, und für unser Zartgefühl so empörend ist. Die von der römischen Gemeinschaft getrennten Völker haben eine so edle Menschenfreundlichkeit nur unvollkommen nachgeahmt; aber diese so nützliche Gesellschaft ist auch die am wenigsten zahlreiche.

Es giebt noch eine andere heldensinnigere Gesellschaft: denn dieser Name gebührt den Trinitariern zu Loskaufung der Gefangenen, die gegen das Jahr 1120 von einem Edelmann, Johann von Matha, gestiftet wurden. Diese Mönche widmen sich seit sechshundert Jahren dem Geschäft, die Ketten der Christen bei den Mauren zu brechen: zur Bezahlung des Lösegeldes, das sie selbst nach Afrika bringen, verwenden sie ihre Einkünfte und die gesammelten Almosen.

Ueber solche Stiftungen kann man sich nicht beklagen; aber im Allgemeinen klagt man, daß das Mönchsleben der bürgerlichen Gesellschaft zu viel Mitglieder entzogen habe. Vorzüglich die Nonnen sind todt für das Vaterland, die Gräber, in denen sie leben, sind beinahe alle sehr arm. Ein Mädchen, das mit ihren Händen weibliche Arbeit verrichtet, gewinnt viel mehr, als der Unterhalt einer Nonne kostet: ihr Loos verdient Mitleiden, wenn das so vieler allzureichen Mannsklöster Neid erwecken kann. Es ist einleuchtend, daß ihre allzugroße Anzahl einen Staat entvölkern würde. Die Juden hatten aus diesem Grund weder Essenerin=

nen, noch Therapeutinnen. In Asien gab es keinen geheiligten Zufluchtsort für die Jungfrauschaft; blos die Chinesen und Japanesen hatten einige Wohnzimmer; aber sie sind nicht völlig unnütz. In dem alten Rom gab es nie mehr als sechs Vestalinnen, auch konnten dieselben nach Ablauf einer gewissen Zeit ihre Einsamkeit verlassen, um sich zu verheirathen. Die Tempel hatten sehr wenig Priesterinnen, welche das Gelübde der Jungfrauschaft abgelegt hatten. Der heilige Leo, dessen Andenken so geehrt ist, verordnete (458) mit mehreren Bischöfen, man sollte Frauen nie vor dem vierzigsten Jahre den Schleier geben; und der Kaiser Majorian machte aus diesem weisen Gesetz der Kirche ein Staatsgesetz. Unvernünftiger Eifer schaffte späterhin diese weise Verordnung ab.

Einer der schrecklichsten Mißbräuche des Mönchsthums, der aber nur auf die fällt, welche so unklug waren, Mönche zu werden, und das Unglück haben, Reue darüber zu empfinden, ist die Freiheit, welche die Vorsteher der Klöster sich herausnehmen, die Gerichtsbarkeit auszuüben, und selbst peinliche Richter zu seyn; die Unzufriedenen, und diejenigen, denen sie mißtrauen, werden auf ewig in unterirdische Gefängnisse eingeschlossen. In Italien, in Spanien und auch in Frankreich hat man tausend Beispiele hievon; in der Mönchssprache nennt man es „in pace“ seyn, „beim Wasser der Todesangst und dem Brode der Qual.“

In der Geschichte des allgemeinen Kirchenrechts, woran M. d'Argenson, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ein gelehrterer und philosophischerer Mann, als man gewöhnlich glaubt, arbeitet, dort, sage ich, werden Sie finden, daß der Intendant von Tours einen dieser Gefangenen befreiete, den er nach der strengsten Nachsuchung mit Mühe entdeckte. Sie wer=

den lesen, daß M. de Coaslin, Bischof von Orleans, einen dieser unglücklichen Mönche befreite, der in einem mit einem schweren Steine verschlossenen Brunnen eingesperrt war, aber Sie werden nicht finden, daß man den grausamen Uebermuth dieser Aebte, die sich das Recht königlicher Gewalt anmaßten, und es mit so viel Tyrannei ausübten, bestraft hat. Die Staatskunst scheint zu fordern, daß man nur die für den Dienst der Altäre und andere Geschäfte nöthige Anzahl Diener habe. England, Schottland und Irland haben nur 20,000; Holland, das zwei Millionen Einwohner enthält, hat nur tausend Geistliche; auch geben diese Diener der Kirche, beinahe alle verheirathet, dem Staate Unterthanen, und zwar solche, die vernünftig erzogen sind.

In Frankreich zählte man gegen das Jahr 1700 mehr als 250,000 theils weltliche, theils Ordens-Geistliche, welche Zahl die gewöhnliche seiner Soldaten weit übersteigt. Die Geistlichkeit des Kirchenstaates zählte ungefähr 32,000 Mitglieder, und die Mönche und Nonnen beliefen sich auf 8000. Er ist der einzige der katholischen Staaten, in dem die Zahl der Weltgeistlichen die der Ordensgeistlichen übersteigt. Aber 40,000 Geistliche haben, und nicht einmal 10,000 Soldaten unterhalten können, ist ein sicheres Mittel, immer schwach zu seyn.

Frankreich hat mehr Klöster, als ganz Italien zusammen. Die Zahl der Mönche und Nonnen betrug beim Anfang unsers Jahrhunderts mehr als 90,000. Spanien hat deren ungefähr 50,000, wenn man sich auf die von Gonzalez d'Avilla (1620) ausgeführte Zählung bezieht; aber dieses Land ist nicht halb so bevölkert, als Frankreich; und nach der Auswanderung der Mauren und Juden, und der Versetzung so vieler

spanischer Familien nach Amerika wird man gestehen müssen, daß die Klöster in Spanien gleich einer Seuche sind, welche das Volk unvermerkt aufreibt.

In Portugal giebt es ein wenig mehr als 10,000 Mönche und Nonnen. Dieses Land hat eine der des Kirchenstaates ungefähr gleiche Bevölkerung; aber doch sind die Klöster dort mehr bevölkert. In jedem Königreiche hat man schon den Vorschlag gemacht, dem Staate einen Theil der Bürger wiederzugeben, den ihm die Klöster entreißen; aber die Herrscher bekümmern sich selten um einen entfernten Nutzen, so einleuchtend er auch seyn mag, besonders wenn dieser künftige Vortheil von gegenwärtigen Schwierigkeiten aufgewogen wird.

Die Mönchsorden widersetzen sich immer dieser Umänderung; jeder Abt, der sich an der Spitze eines kleinen Staates sieht, möchte gern die Zahl seiner Unterthanen vermehren; und nicht selten ist ein Mönch, den die Reue in seinem Kloster verzehrt, immer noch durch die Einbildung von einem Besten seines Ordens begeistert, und zieht es dem wirklichen Wohl des Vaterlandes vor.

Hundert und vierzigstes Kapitel.

Die Inquisition.

Wenn ein Heer von 5 oder 600,000 Mönchen, die mit dem Munde unter der Fahne Roms stritten, es nicht verhindern konnte, daß die Hälfte Europas sich seinem Joche entzog, so hat die Inquisition zu nichts weiter geholfen, als daß der Papst einige Provinzen

Staatsbibliothek Bamberg

verlor, als z. B. die vereinigten Niederlande, und man anderswo Unglückliche unnützer Weise verbrannte.

Man wird sich erinnern, daß der Papst Innocenz III. in den Kriegen gegen die Albigenser ungefähr im Jahre 1230 dieses Gericht aufstellte, das die Gedanken der Menschen richtet, und das mit Uebergehung der Bischöfe, der natürlichen Richter in Glaubenssachen, den Dominicanern und Franziscanern übergeben wurde.

Diese ersten Inquisitoren hatten das Recht, jeden Ketzer vorzufordern, ihn mit dem Banne zu belegen, jedem Fürsten, der die Verdammten ausrottete, Ablaß zu gestatten, die Reuigen mit der Kirche zu versöhnen, ihnen Geldstrafen aufzulegen, und von ihnen als Bürgschaft für ihre Reue Geld zu verlangen.

Die Laune des Schicksals, die so viel Widersprüche in die menschliche Staatskunst bringt, wollte es, daß der heftigste Feind der Päpste der strengste Beschützer dieses Gerichtes wurde.

Der Kaiser Friedrich II., der von dem Papste bald des Mohamedanismus, bald der Atheisterei beschuldigt wurde, glaubte sich von diesem Vorwurfe reinigen zu können, wenn er die Inquisitoren unter seinen Schutz nehme: er gab sogar vier Erlasse zu Pavia (1244), in denen er den weltlichen Richtern befahl, diejenigen den Flammen zu übergeben, welche die Inquisitoren als hartnäckige Ketzer verdammen, und diejenigen in ewigem Gefängniß zu halten, welche sie für Reuige erklären würden.

Trotz dieser Vorsicht wurde Friedrich II. doch verfolgt, und die Päpste bedienten sich gegen die Rechte des Kaiserthums der Waffen, die er ihnen in die Hände gegeben hatte. Im Jahr 1255. errichtete der Papst Alexander III. unter Ludwig dem Heiligen eine Inqui-

sition in Frankreich. Der Guardian der Franziscaner in Paris und der Provincial der Dominicaner waren die Großinquisitoren. Sie mußten nach der Bulle Alexanders die Bischöfe um Rath fragen, waren aber nicht abhängig von ihnen. Die diesen Menschen, welche das Gelübde gethan hatten, der Welt zu entsagen, in die Hände gegebene Gerichtsbarkeit empörte die Geistlichkeit und die Laien. Ein Franziscaner-Inquisitor wohnte dem Gericht der Tempelritter bei; aber bald ließ die allgemeine Erbitterung diesen Mönchen nur einen unnützen Titel.

In Italien hatten die Päpste mehr Ansehen, weil sie, so wenig man ihnen auch in Rom gehorchte, und so lange sie auch davon entfernt waren, an der Spitze der Welfen gegen die Gibellinen standen. Sie bedienten sich dieser Inquisition gegen die Anhänger des Reichs (1302); denn der Papst Johann XXII. ließ Matthias Visconti, Herrn von Mailand, dessen Verbrechen seine Anhänglichkeit an den Kaiser Ludwig von Baiern war, durch Inquisitormönche hinrichten. Die Anhänglichkeit des Vasallen an seinen Lehnsherrn war erklärte Ketzerei; die Häuser Este und Malatesta wurden aus demselben Grunde ebenso behandelt, und die Strafe folgte blos deswegen dem Urtheil nicht, weil es den Päpsten damals leichter war, Inquisitoren als Heere aufzubringen.

Je mehr sich dieses Gericht festsetzte und je mehr die Bischöfe ein scheinbar ihnen zukommendes Recht sich entrissen sahen, desto lebhafter forderten sie es zurück. Die Päpste gesellten sie den Inquisitormönchen zu; aber diese übten ihre Gewalt beinahe in allen italienischen Staaten völlig aus, und die Bischöfe waren nur ihre Beisitzer.

(1289.) Schon gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatte auch Venedig die Inquisition auf-

genommen; aber wenn sie anderswo ganz vom Papste abhängig war, so war sie in Venedig dem Senate unterworfen. Die weiseste Vorsicht, die er nahm, war, daß die Geldstrafen und das eingezogene Vermögen nicht den Inquisitoren zufielen. Man glaubte ihren Eifer dadurch zu mäßigen, wenn man ihnen die Versuchung benahm, sich durch ihre Urtheile zu bereichern; aber da die Begierde, die Rechte eines Amtes geltend zu machen, bei den Menschen ebenso stark ist, als die Habsucht, zwang das Verfahren der Inquisitoren lange nachher im sechzehnten Jahrhundert den Senat, zu verordnen, die Inquisition sollte ohne das Beiseyn dreier Senatoren nie Gericht halten. Durch diese und mehrere andere kluge Verordnungen wurde die Gewalt dieses Gerichtshofes in Venedig beinahe ganz vernichtet.

In dem Königreich Neapel, wo die Inquisition, wie es schien, sich an leichtesten und mit der größten Macht hätte festsetzen sollen, hat sie gerade niemals Eingang gefunden. Die Herrscher dieses und des sicilianischen Staates glaubten durch die Verstattungen des Papstes berechtigt zu seyn, in ihren Ländern die geistliche Gerichtsbarkeit zu üben; da nun der Papst und der König sich immer darüber stritten, wer die Inquisitoren ernennen sollte, ernannte man gar keine; und die Völker zogen zum ersten Male Nutzen aus den Streitigkeiten ihrer Herren; auch gab es in Italien und Sicilien weniger Ketzer, als anderswo. Der Friede der Kirche in diesen Königreichen bewies hinlänglich, daß die Inquisition weniger eine Schutzmauer der Religion sey, als eine zur Unruhe der Menschen erfundene Geißel.

Endlich wurde sie auch in Sicilien eingeführt, nachdem sie unter Isabella und Ferdinand in Spanien aufgenommen worden (1478); aber sie war in Sicilien, noch mehr als in Castilien ein Vorrecht der Krone,

und nicht ein römischer Gerichtshof; denn in Sicilien ist der König Papst. In Aragonien war sie schon lange aufgenommen worden: allein sie war, wie in Frankreich, ganz unthätig, ohne alle Ordnung, und kam beinahe ganz in Vergessenheit.

Aber nach der Eroberung von Granada entwickelte sie in ganz Spanien eine Gewalt und eine Strenge, wie sie niemals gewöhnliche Gerichtshöfe gehabt haben. Der Geist der Spanier muß damals etwas strenger und unbeugsamer gewesen seyn, als der anderer Völker: man sieht es an den ausgedachten Grausamkeiten, womit sie kurz darauf die neue Welt überschwemmten: man sieht es überhaupt an den übermäßigen Greueln, die sie bei Ausübung einer Gerichtsbarkeit begingen, wobei die Italiener, ihre Erfinder, mit viel mehr Sanftmuth zu Werke gingen. Die Päpste haben diese Gerichtshöfe aus Staatsrücksichten errichtet, die spanischen Inquisitoren verbanden Barbarei damit.

Als Mohammed II. Constantinopel und Griechenland unterjocht hatte, ließen er und seine Nachfolger die Besiegten im Frieden ihre Religion bekennen, und die Araber hatten als Herren von Spanien niemals die im Reiche wohnenden Christen zur Annahme des Islam gezwungen. Aber nach der Einnahme von Granada wollte der Cardinal Ximenez alle Mauren zu Christen machen, sey es nun, daß ihn Eifer dazu bewog, oder daß er dem Ehrgeize, ein neues Volk seinem Primate zu unterwerfen, Gehör gab. Es war eine dem Vertrag, durch den sich die Mauren unterworfen hatten, ganz zuwiderlaufende Bedingung, und man brauchte Zeit, um sie auszuführen; aber Ximenez wollte die Mauren so schnell bekehren, als er Granada eingenommen hatte. Man predigte ihnen, man verfolgte sie: sie empörten sich, man unterwarf und zwang sie, die Taufe anzunehmen (1499). Ximenez ließ 50,000

Mauren dieses Zeichen einer Religion geben, an die sie nicht glaubten.

Die Juden, die in dem mit den Königen von Granada gemachten Vertrag mit einbegriffen waren, erfuhren nicht mehr Nachsicht, als die Mauren. Es gab in Spanien sehr viele Juden: sie waren dort, was sie überall sind, Mäkler. Dieses Handwerk ist nun nichts weniger, als ruhestörend, sondern man kann es nur mit friedlichem Geiste betreiben. Man zählt mehr als 20,000 von dem Papste beschützte Juden in Italien, in Polen gibt es beinahe 280 Synagogen, die einzige Provinz Holland hat ungefähr 12,000 Hebräer, ob man gleich ohne sie Handel treiben könnte. Die Juden schienen in Spanien nicht gefährlicher zu seyn, und die Abgaben, die man ihnen auflegen konnte, waren sichere Hilfsquellen für die Regierung: es ist also sehr schwer, die Verfolgung, die sie erfuhren, als ein Werk einer weisen Staatskunst zu betrachten.

Die Inquisition richtete sie und die Muselmanen. Wir haben bereits bemerkt, wie viel jüdische und mohamedanische Familien Spanien lieber verlassen, als die Strenge dieses Gerichtshofes erdulden wollten, und wie viel Unterthanen Ferdinand und Isabella verloren. Diese waren gewiß am wenigsten von ihrer Seite zu fürchten, da sie Flucht der Empörung vorzogen. Wer zurückblieb, gab sich für einen Christen aus, aber der Großinquisitor, Torquemada, sagte der Königin Isabella, sie solle alle diese verkleideten Christen als Menschen betrachten, deren Vermögen man einziehen und die man für vogelfrei erklären müsse.

Dieser Torquemada, ein Dominicaner, der Cardinal geworden war, gab dem spanischen Inquisitionsgericht jene gerichtliche Form, die allen menschlichen

Gesetzen zuwider ist, die aber immer beibehalten wurde. In vierzehn Jahren verurtheilte er beinahe 80,000 Menschen, und ließ 6000 davon mit der Pracht und dem Prunke der höchsten Feste verbrennen. Alles was man uns von den Völkern erzählt, die der Gottheit Menschen geopfert haben, kommt diesen von religiösen Ceremonien begleiteten Festen nicht gleich. Die Spanier schauderten anfangs nicht so sehr davor, weil es ihre alten Feinde und Juden waren, die man verbrannte, aber bald wurden sie selbst Schlachtopfer; denn als Luther mit seiner Lehre auftrat, wurden die wenigen Bürger, die man im Verdacht hatte, daß sie dieselbe begünstigen, hingeopfert. Die Art des Gerichtsganges wurde ein sicheres Mittel, wen man wollte, zu verderben; man stellt Ankläger und Angeber einander nicht gegenüber, und es giebt keinen Angeber, der nicht gehört würde. Ein öffentlicher und von der Gerechtigkeit gebranntmarkter Missethäter, eine Buhlerin sind schwere Ankläger; ein Sohn kann gegen den Vater, eine Frau gegen den Mann aussagen; endlich wird der Angeklagte selbst gezwungen, sein eigener Angeber zu seyn, das ihm angedichtete Verbrechen, wovon er oft gar nichts weiß, zu errathen und zu gestehen. Dieser bisher unerhörte Gerichtsgang machte Spanien zittern; Mißtrauen bemächtigte sich aller Gemüther; es gab keine Freunde, keine Gesellschaft mehr, der Bruder fürchtete den Bruder, der Vater den Sohn. Daher wurde Stillschweigen der Charakter eines Volkes, das mit aller Lebhaftigkeit eines heißen und fruchtbaren Himmelsstrichs geboren ist. Die Gewandteren bemühten sich, die Gerichtsdiener der Inquisition unter dem Namen ihrer Vertrauten zu seyn; sie wollten lieber helfen, als sich hinrichten lassen.

Diesem Gerichtshofe muß man jene tiefe Unwissenheit der gesunden Philosophie zuschreiben, worein die spanischen Schulen lange versunken waren, während Deutschland, England, Frankreich und selbst Italien so viel Wahrheiten entdeckt und den Kreis unserer Wissenschaft so sehr erweitert haben. Nie verschlechtert sich die menschliche Natur so sehr, als wenn abergläubische Unwissenheit mit Macht bewaffnet ist.

Aber diese traurigen Wirkungen der Inquisition sind noch gering gegen diese öffentlichen Opfer, die man Auto da fe, Glaubenshandlungen nennt, und dem Gepränge, das ihnen vorhergeht.

Ein Priester im Chorhemde, ein Mönch, der das Gelübde der Demuth und Sanftmuth abgelegt hat, läßt in ungeheuren Kerkern die Menschen die grausamsten Qualen erdulden. Hierauf errichtet man eine Schaubühne auf einem öffentlichen Platze, wo die Verdammten zum Scheiterhaufen geführt werden; in ihrem Gefolge ist ein Zug von Mönchen und Brüderschaften: man singt, man hält Messe und tödtet Menschen. Ein Asiate, der eine solche Hinrichtung in Madrid ansehen würde, könnte nicht wissen, ob es eine Lustbarkeit, ein religiöses Fest, ein Opfer oder eine Schlächterei wäre: denn es ist alles zusammen. Die Könige, deren bloße Gegenwart sonst genügend ist, einem Verbrecher Gnade zu verschaffen, wohnen mit bloßem Haupte diesem Schauspiel bei, auf einem minder erhabenen Stuhle, als der des Inquisitors ist, und sehen ihre Unterthanen in den Flammen sterben. Man warf dem Monte-Zuma vor, daß er seine Gefangenen opfere; was würde er gesagt haben, wenn er ein Auto da fe gesehen hätte?

Solche Hinrichtungen sind heut zu Tage seltener, als sonst; aber die Vernunft, die so schwer durchdringt,

wenn die Schwärmerei Wurzel gefaßt hat, hat sie noch nicht abschaffen können *).

In Portugal wurde die Inquisition erst gegen das Jahr 1557 eingeführt, als dieses Land den Spaniern unterworfen wurde. Sie erfuhr Anfangs alle Widersprüche, die ihr bloßer Name erregen mußte, aber endlich wurde sie doch eingeführt, und ihre Rechtsgelehrsamkeit war zu Lissabon die nämliche, wie zu Madrid. Der Großinquisitor wird von dem König ernannt, und von dem Papste bestätigt; die besondern Gerichtshöfe der Inquisition, die man heilige nennt, sind in Spanien und Portugal dem Gerichtshofe der Hauptstadt unterworfen. Die Inquisition äußerte in beiden Staaten die gleiche Strenge und das gleiche Streben, ihre Gewalt auszuzeichnen.

In Spanien wagte sie es, nach dem Tode Karls V., den Beichtvater dieses Kaisers, Constantin Ponza, zu verurtheilen, der in einem Gefängniß starb, und dessen Bildniß nach seinem Tode bei einem Auto da fe verbrannt wurde.

Als Johann von Braganza sein Vaterland der spanischen Herrschaft entrissen hatte, wollte er es auch von der Inquisition befreien; aber er konnte nur die Inquisitoren der eingezogenen Güter berauben. Sie thaten ihn nach seinem Tode in den Bann: die Königin, seine Wittwe, mußte sie noch bewegen, dem Leichname eine eben so lächerliche als schändliche Lossprechung zu ertheilen. Denn durch diese Lossprechung erklärte man ihn für schuldig.

Als die Spanier sich in Amerika festsetzten, brach-

*) Der berühmte Graf Aranda hatte im Jahr 1771 einen Theil dieser schrecklichen Mißbräuche abgeschafft, aber sie sind später wieder aufgekommen.

ten sie die Inquisition mit sich. Die Portugiesen führten sie, kurz nachdem sie in Portugal angenommen worden, auch in Ostindien ein. Man kennt die Inquisition in Goa. Wenn dieses Gericht anderswo das natürliche Recht unterdrückt, so ist sie in Goa der Staatsklugheit zuwider. Die Portugiesen sind in Indien bloß um zu handeln: der Handel und die Inquisition scheinen unvereinbar zu seyn. Wenn sie in London und Amsterdam eingeführt worden, wären diese Städte weder so volkreich noch so wohlhabend. Als Philipp II. sie in den flandrischen Provinzen einführen wollte, war in der That die Unterbrechung des Handels eine der vorzüglichsten Ursachen des Aufstandes. Frankreich und Deutschland sind glücklicherweise vor dieser Plage bewahrt worden; sie haben fürchterliche Religionskriege erlebt; die Kriege hören einmal auf, aber die einmal eingeführte Inquisition ist ewig.

Es ist nicht zu verwundern, daß man einem so sehr verabscheueten Gerichtshofe Ausschweifungen der Grausamkeit und des Stolzes aufrechnete, die er nie beging. Man findet in vielen Büchern, daß jener von der Inquisition verurtheilte Beichtvater Karls V., Constantin Ponza, bei dem heiligen Gericht angeklagt, den letzten Willen des Kaisers dictirt zu haben, in dem nicht genug fromme Stiftungen waren, und beide, der Beichtvater und der letzte Wille des Kaisers, zum Scheiterhaufen verdammt wurden: alles, was Philipp II. noch erhalten konnte, war, daß das Urtheil an dem letzten Willen seines Vaters nicht vollzogen wurde. Alles dieses ist offenbar falsch: Constantin Ponza war schon lange nicht mehr Beichtvater Karls V., als er in's Gefängniß geworfen wurde, und der letzte Wille dieses Fürsten wurde von Philipp II. geachtet, der zu gewandt und mächtig war, als daß er es dulden konnte, daß

man den Anfang seiner Regierung und den Ruhm seines Vaters so schändete.

Auch liest man in mehreren gegen die Inquisition geschriebenen Werken, daß Philipp III., König von Spanien, als er einem Auto da fe beiwohnte, und mehrere Menschen, Juden, Mohomedaner, Ketzer, oder solche, die man im Verdacht hatte, es zu seyn, verbrennen sah, ausgerufen habe: „O die unglücklichen Menschen, die sterben müssen, weil sie ihren Glauben nicht wechseln konnten!" Es ist sehr wahrscheinlich, daß ein König so dachte, und daß ihm diese Worte entschlüpften; nur ist es sehr grausam, daß er die, welche er beklagte, nicht rettete. Aber man fügt hinzu, der Großinquisitor, der diese Worte vernommen, habe dem König ein Verbrechen daraus gemacht, er habe die grobe Unverschämtheit gehabt, eine Genugthuung zu verlangen, und der König sey so niedrig gewesen, sie zu geben, und diese Genugthuung für die Ehre des heiligen Gerichts habe darin bestanden, daß der König sich habe zur Ader lassen müssen, und der Großinquisitor das Blut habe durch die Hand des Henkers verbrennen lassen. Philipp III. war ein Mann von beschränktem Verstande, aber nicht so von erniedrigender Schwachheit; eine solche Begebenheit kann man von keinem Fürsten glauben; sie wird nur in namenlosen Büchern, in dem Gemälde der Päpste, und in jenen falschen Nachrichten erzählt, die in Holland unter so vielen falschen Namen gedruckt wurden; man muß sehr ungeschickt seyn, wenn man die Inquisition verläumdet und, um sie verhaßt zu machen, Lügen aufsucht.

Dieses zur Ausrottung der Ketzer erfundene Gericht ist gerade das, was die Protestanten am meisten von der römischen Kirche entfernt. Es ist ein Abscheu für sie; sie würden lieber sterben, als sich ihr unterwer-

sen; und die Schwefelhemden des heiligen Gerichts sind die Fahne, gegen welche sie sich auf immer vereinigt haben.

Minder grausam war die Inquisition in Rom und Italien, wo die Juden große Vorrechte haben, und die Bürger mehr bemüht sind, ihr und ihrer Verwandten Glück in der Kirche zu machen, als über Geheimnisse zu streiten. Der Papst Paul IV., der dem Gerichte der römischen Inquisition zu große Ausdehnung gab, wurde von den Römern verabscheut, das Volk störte sein Leichenbegängniß, warf seine Bildsäule in die Tiber, zerstörte die Gefängnisse der Inquisition und warf die Diener dieses Gerichts mit Steinen: indeß ließ die römische Inquisition unter Paul IV. niemand hinrichten. Pius IV. war grausamer; er ließ drei unglückliche Gelehrte verbrennen, die angeklagt waren, sie denken nicht, wie die Andern; aber niemals hat die italienische Inquisition Gräuel verübt, wie die spanische. Das größte Uebel, das sie mit der Zeit Italien zugefügt hat, war, daß man ein geistreiches Volk so viel als möglich in Unwissenheit erhielt; die, welche schreiben, müssen einen Jacobiner um Erlaubniß bitten, zu denken, und die andern um Erlaubniß, zu lesen. Die Aufgeklärten, deren es viele giebt, seufzen alle im Stillen; der Rest lebt in Schwelgerei und Unwissenheit, das niedrige Volk im Aberglauben. Je mehr die Italiener Geist haben, desto mehr hat man ihn einschränken wollen; er dient ihnen zu nichts, als dazu, daß sie von den Mönchen beherrscht werden, denen man in einigen Provinzen die Hand küssen muß; wie er ihnen nur dazu gedient hat, daß sie die Ketten der Gothen, Lombarden, Franken und Teutonen küßten.

Nachdem ich so alles durchgegangen habe, was mit der Religion im Zusammenhange steht, und mir eine ausführlichere Geschichte, deren Ursache oder Vorwand

sie in Frankreich und Spanien war, vorbehalte, komme ich zu den wunderbaren Entdeckungen, welche in jener Zeit Spanien und Portugal berühmt und reich machten, welche die ganze Welt umfaßten, und Philipp II. zu dem mächtigsten Herrscher Europa's erhoben.

Hundert und ein und vierzigstes Kapitel.

Die Entdeckungen der Portugiesen.

Bis jetzt haben wir nur Menschen gesehen, deren Ehrgeiz sich stritt oder die bekannte Erde beunruhigte. Ein Ehrgeiz, der für die Welt nützlicher zu seyn schien, der aber in der Folge nicht minder unheilbringend wurde, bewog endlich den menschlichen Fleiß, neue Länder und neue Meere zu suchen.

Man weiß, daß die so lange den gelehrtesten Völkern unbekannte Richtung des Magnetes gegen Norden zur Zeit der Unwissenheit gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts gefunden wurde. Flavio Goja, Bürger von Amalfi im Königreiche Neapel, erfand bald darauf den Compaß; er bezeichnete die Magnetnadel mit einer Lilie, weil diese Zierrath in dem Wappen der neapolitanischen Könige aus dem Hause Frankreich angebracht ist.

Diese Erfindung gebrauchte man lange nicht; und die Verse, die Fauchet als Beweis anführt, daß man sich ihrer schon vor dem Jahr 1300 bedient habe, sind wahrscheinlich aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Die canarischen Inseln hatte man schon ohne Hülfe des Compasses gegen das Ende des vierzehnten Jahr-

hunderts wieder gefunden; diese Inseln, die man zur Zeit des Ptolemäus und Plinius die glücklichen Inseln nannte, wurden von den Römern, als den Herren des tingitanischen Afrikas, wovon sie nicht weit entfernt sind, häufig besucht; aber da der Verfall des römischen Reiches jede Gemeinschaft zwischen den Völkern des Abendlandes aufgehoben hatte, und alle einander fremd wurden, waren diese Inseln für uns verloren. Gegen das Jahr 1300 fanden sie die Biscayer wieder. Ein spanischer Fürst, Ludwig de la Cerda, der Sohn desjenigen, der den Thron verloren hatte, bat, da er nicht König seyn konnte, im Jahr 1306 den Papst Clemens V. um den Titel eines Königs der glücklichen Inseln, und da die Päpste damals wirkliche und eingebildete Königreiche vergeben wollten, krönte ihn Clemens V. als König der glücklichen Inseln in Avignon. La Cerda blieb aber lieber in Frankreich, seinem Zufluchtsort, als daß er die glücklichen Inseln betrat.

Der erste erwiesene Gebrauch des Compasses wurde unter der Regierung Eduards III. von den Engländern gemacht.

Die wenigen Wissenschaften, die den Menschen geblieben, waren in den Klöstern eingeschlossen. Ein Mönch von Oxford, Namens Linna, ein für seine Zeit gelehrter Astronom, drang bis nach Island vor, und zeichnete Charten von den nördlichen Meeren, deren man sich bis zur Regierung Heinrichs VI. bediente.

Aber erst am Anfange des funfzehnten Jahrhunderts machte man jene großen und nützlichen Entdekkungen. Heinrich von Portugal, ein Sohn des Königs Johann I., erwarb sich mehr Ruhm, als alle seine Zeitgenossen, er war ein Philosoph und wandte seine Philosophie zum Besten der Welt an; „Thue Gutes,“ war sein Wahlspruch.

Fünf Grade diesseits unseres Wendekreises ist

ein Vorgebirge, das in's atlantische Meer hervorragt, und das bisher die Grenze der bekannten Schifffahrt gewesen war, es hieß das Cap Non; dieses einsylbige Wort bedeutete, daß man nicht weiter gehen sollte.

Heinrich fand Seeleute, die kühn genug waren, an diesem Cap vorbei bis an das von Boyador zu segeln, das nur zwei Grade vom Wendekreise entfernt ist, aber dieses neue, sechsundzwanzig Meilen weit in den Ocean vorrückende, auf allen Seiten von Felsen, Sandbänken und einem stürmischen Meere umgebene Vorgebirge entmuthigte die Seeleute. Der Fürst, den nichts entmuthigte, schickte andere ab, diese konnten nicht weiter kommen, aber auf ihrem Rückweg durch das große Meer (1419) fanden sie die Insel Madera wieder, welche ohne Zweifel die Carthager gekannt hatten, welche die Uebertreibung für ungeheuer groß gehalten und durch eine andere Uebertreibung bei einigen Neueren für Amerika selbst gegolten hat. Man gab ihr den Namen Madera, weil sie ganz mit Holz bedeckt war, und weil „Madera" so viel bedeutet als „Holz." Heinrich ließ daselbst griechische Weinstöcke und Zuckerrohr pflanzen, das er aus Sicilien und Cypern erhielt, wohin es die Araber aus Indien gebracht hatten, und dieß ist das Zuckerrohr, das man späterhin auf die amerikanischen Inseln gebracht hat, die heut zu Tage Europa damit versehen.

Heinrich behielt Madera, aber er war genöthigt, den Spaniern die kanarischen Inseln, deren er sich bemächtigt hatte, abzutreten. Die Spanier machten das Recht Ludwigs de la Cerda und die Bulle Clemens V. geltend.

Das Cap Boyador hatte allen Seefahrern einen solchen Schrecken eingejagt, daß es 13 Jahre lang keiner mehr wagte, die Durchfahrt zu versuchen. Endlich flößte ihnen die Standhaftigkeit Heinrichs wieder

Muth ein. Sie fuhren beinahe 400 Meilen über den Wendekreis hinaus bis zum grünen Vorgebirge (1446); durch seine Sorgfalt wurden die Inseln des grünen Vorgebirgs und die Azoren entdeckt (1460). Wenn es wahr ist, daß man (1461) auf einem Felsen der Azoren eine Bildsäule entdeckte, welche einen Mann zu Pferde vorstellte, der die linke Hand auf den Nacken des Pferdes hielt, und mit der rechten gegen Westen zeigte, so kann man dieß für ein Denkmal der alten Carthager halten, die Aufschrift, wovon man die Buchstaben nicht erkennen konnte, scheint diese Ansicht zu begünstigen.

Beinahe alle Küsten Africas, welche man entdeckt hatte, standen unter der Botmäßigkeit der Kaiser von Marocco, welche ihre Herrschaft und ihren Glauben von der Meerenge Gibraltar's an, mitten durch die Wüsten hindurch bis zum Flusse Senegal ausdehnten, aber das Land war wenig bevölkert und die Bewohner standen nicht viel über den wilden Thieren. Als man jenseits des Senegal vorgedrungen war, sah man mit Verwunderung, daß die Menschen im Süden dieses Flusses ganz schwarz waren, während sie im Norden eine aschgraue Farbe hatten. Das Geschlecht der Neger ist eine von der unsrigen ganz verschiedene Menschenart ungefähr wie die Wachtelhunde von den Windhunden verschieden sind. Die Schleimhaut, dieses Netz, das die Natur zwischen den Muskeln und der Haut ausgebreitet hat, ist bei uns weiß, bei ihnen schwarz, in andern Ländern hat sie eine Erzfarbe. Der berühmte Ruysh war der erste in unsrer Zeit, der, als er einen Neger in Amsterdam zergliederte, so geschickt war, die ganze Schleimhaut herauszubringen, der Czaar Peter kaufte sie; aber Ruysh behielt einen kleinen Theil davon, den ich gesehen habe und der schwarzer Gaze glich. Wenn ein Neger eine Brandwunde erhält,

wird seine Haut braun, im Fall die Schleimhaut verletzt worden ist, wo nicht, so wird die Haut wieder schwarz; die Form ihrer Augen ist nicht wie bei uns, ihre schwarze Wolle gleicht nicht unsern Haaren, und man kann sagen, daß wenn ihr Verstand nicht von anderer Art ist, als der unsrige, er weit unter demselben steht. Sie sind keiner großen Aufmerksamkeit fähig, sie begreifen wenig und scheinen weder für die Vortheile noch für die Mißbräuche unserer Philosophie geschaffen zu seyn.

Sie sind eingeboren in diesem Theile von Afrika, wie die Elephanten und Affen; kriegerisch, kühn und grausam, in dem Kaiserthum von Marcoco sind sie oft sogar den schwarzbraunen Truppen überlegen, welche man weiße nennt; sie glauben sie seyen in Guinea geboren, um an die Weißen verkauft zu werden und ihnen zu dienen.

Es giebt mehrere Arten von Negern, die von Guinea, von Aethiopien, von Madagaskar und von Indien sind nicht alle die nämlichen. Die Schwarzen von Guinea und Congo haben Wolle, die andern lange Haare. Die schwarzen Völkerschaften, welche am wenigsten Verkehr mit andern Völkern hatten, kannten keinen Gottesdienst. Die erste Stufe der Thierheit ist, nur an die Gegenwart und an die Bedürfnisse des Körpers zu denken; dieß war der Zustand mehrerer Stämme, besonders der Inselbewohner. Der zweite Grad ist, nur halb für die Zukunft zu sorgen, keine feste Gemeinschaft zu bilden, die Sterne mit Bewunderung zu betrachten und bei der Rückkehr gewisser Jahreszeiten und bei der Erscheinung gewisser Gestirne Feste zu feiern, ohne weiter zu gehen, und ohne einen bestimmten Begriff zu haben. Zwischen diesen zwei Graden von Schwachheit und auflebender Ver-

nunft schwankte mehr als eine Völkerschaft Jahrhunderte lang.

Die Entdeckungen der Portugiesen waren bisher mehr wunderbar als nützlich, man mußte die Inseln bevölkern und der Handel an den Westküsten von Afrika brachte keinen großen Gewinn. Unter der Regierung des Königs Johann II. fand man endlich Gold an den Küsten von Guinea, aber nur sehr wenig, daher erhielten die Münzen, welche die Engländer aus dem dort gefundenen Golde schlagen ließen, den Namen Guineen.

Die Portugiesen, welche allein den Ruhm hatten, für uns die Grenzen der Erde weiter hinausgerückt zu haben, gingen über den Aequator und entdeckten das Königreich Congo, da erblickte man einen neuen Himmel und neue Sterne.

Zum erstenmal sahen die Europäer den Südpol und die vier Sterne, welche demselben am nächsten sind. Höchst sonderbar ist es, daß der berühmte Dante mehr als 100 Jahre vorher von diesen vier Sternen gesprochen hatte: „Ich wandte mich zur Rechten," sagt er in dem ersten Gesang von dem Fegefeuer, „und betrachtete den andern Pol; dort sah ich vier Sterne, welche nur in den ersten Zeiten der Welt bekannt gewesen waren." Diese Weissagung schien viel bestimmter zu seyn, als die des Tragikers Seneca, der in seiner Medea sagt: „Einst wird der Ocean nicht mehr die Völker trennen, ein neuer Tiphis wird eine neue Welt entdecken und Thule wird nicht mehr die Grenze der Erde seyn."

Dieser ungewisse Gedanke Seneca's ist nur eine wahrscheinliche, auf die Fortschritte, die man in der Schifffahrt machen konnte, gegründete Hoffnung, und die Weissagung Dante's kann man offenbar in kein Verhältniß zu den Entdeckungen der Portugiesen und

Spanier setzen. Je deutlicher diese Weissagung ist, desto weniger ist sie wahr, nur durch einen höchst seltsamen Zufall findet man den Südpol und jene vier Sterne bei Dante angekündigt. Er sprach nur in einem figürlichen Sinne; sein Gedicht ist eine fortwährende Allegorie; jener Pol ist bei ihm das irdische Paradies; jene vier Sterne, welche nur den ersten Menschen bekannt waren, sind die vier Cardinaltugenden, welche mit der Zeit der Unschuld verschwanden. Wenn man so die meisten Weissagungen, wovon so viele Bücher voll sind, ergründen wollte, würde man finden, daß nie etwas vorhergesagt worden ist, und daß die Kenntniß der Zukunft allein Gott zukommt. Aber wenn man diese Weissagung Dante's nöthig hätte, um irgend ein Recht oder eine Meinung zu behaupten, wie würde man sie geltend machen! wie würde sie klar erscheinen! mit welchem Eifer würde man die unterdrückt haben, welche sie vernünftig ausgelegt hätten!

Man wußte nicht vorher, ob sich die Magnetnadel gegen den Südpol drehen würde, wenn man sich demselben näherte; sie blieb aber beständig gegen Norden gekehrt (1486). Man drang bis an die Spitze von Africa vor, wo das Cap der Stürme mehr Schrecken verursachte, als das von Boyador; aber man hoffte jenseits dieses Caps einen Weg zu finden, auf dem man Afrika umschiffen und nach Indien handeln könnte: daher erhielt es den Namen des Caps der guten Hoffnung, einen Namen, der nicht trügte. Bald schickte der König Immanuel, der Erbe der edeln Plane seiner Väter, trotz der Einreden Portugals, eine kleine Flotte von vier Schiffen unter dem Befehle des Vasco de Gama ab, dessen Name durch diesen Zug unsterblich geworden ist.

Die Portugiesen errichteten noch keine Niederlassungen auf diesem berühmten Cap, das die Holländer

später zu einem der angenehmsten Wohnsitze der Erde umgewandelt haben, und wo sie mit Erfolg die Erzeugnisse der vier Welttheile bauen. Die Eingebornen dieses Landes gleichen weder den Weißen, noch den Negern; alle haben eine dunkle Olivenfarbe und lange Haare. Ihre Sprachwerkzeuge sind von den unsrigen verschieden; sie haben ein Stammeln und ein Glucksen, das nachzuahmen andern Menschen unmöglich ist. Diese Völker waren nie Menschenfresser, im Gegentheil waren ihre Sitten sanft und unschuldig. Es ist ungewiß, ob sie im Gebrauche der Vernunft bis zur Erkenntniß eines höchsten Wesens gelangt sind; sie standen auf derjenigen Stufe der Thierheit, welche nur eine unbeständige auf die gemeinen Bedürfnisse gegründete Gesellschafts-Verfassung zuläßt. Der gelehrte Peter Kolb, der so lange in ihrem Lande reiste; ist überzeugt, daß sie von Kethura, einer Frau Abrahams, abstammen, und daß sie einen kleinen Hornschröter anbeten. Von ihrer Theologie weiß man sehr wenig, und was ihren Stammbaum betrifft, so weiß ich nicht, ob Peter Kolb ein gutes Gedächtniß gehabt hat.

Wenn die Beschneidung die ersten Philosophen, welche nach Aegypten und Colchos reisten, in Erstaunen setzen mußte, so darf es das Verfahren der Hottentotten noch mehr thun; man schneidet seit undenklicher Zeit allen Knaben eine Hode heraus, ohne daß diese Völker wissen warum und wie dieser Gebrauch bei ihnen eingeführt worden ist. Einige von ihnen sagten den Holländern, dieses Verschneiden erleichtere ihnen das Laufen; andere, die aromatischen Kräuter, womit man die herausgeschnittene Hode ersetze, mache sie kräftiger; gewiß ist, daß sie nur schlechte Gründe dafür anführen können, und dieß ist der Ursprung vieler Gewohnheiten auf der Erde.

(1497) Nachdem Gama die Spitze Africas umschifft und auf unbekannten Meeren gegen den Aequator vorgerückt war, fand er noch diesseits des Wendekreises des Steinbocks gegen Sofala hin gebildete Völker, welche arabisch sprachen. Von der Höhe der kanarischen Inseln an bis Sofala schienen Menschen, Thiere und Pflanzen von einer ganz neuen Art zu seyn. Unbeschreiblich war die Verwunderung, als man wieder Menschen fand, welche den Bewohnern des bekannten Festlandes glichen. Der Mahomedanismus war bis zu ihnen vorgedrungen; die Muselmänner und die Christen begegneten einander an einem Ende der Welt, die erstern von dem Osten, die andern von dem Westen Africas ausgehend.

(1498) Nachdem er endlich auf dem 14° südlicher Breite mohamedanische Lootsen gefunden hatte, landete er im großen Indien im Königreiche Calicut, nachdem er mehr als 1500 Meilen Küstenländer entdeckt hatte. Diese Reise Gamas änderte den Handel der alten Welt. Alexander, den manche Redner für einen Zerstörer ausgegeben haben, der aber doch mehr Städte gründete als er zerstörte, ein Mann, der ohne Zweifel troz seiner Fehler den Namen des Großen verdient, hatte seine Stadt Alexandrien zum Mittelpunkt des Handels und zum Band der Nationen bestimmt: sie war es auch wirklich gewesen, unter den Ptolemäern unter den Römern und unter den Arabern. Sie war die Niederlage von Aegypten, von Europa und Indien. Venedig bezog im funfzehnten Jahrhundert beinahe allein aus Alexandrien die Waaren des Osten und Süden, und bereicherte sich durch diese Betriebsamkeit und die Unwissenheit der andern Christen auf Kosten des übrigen Europa. Ohne die Reise des Vasco de Gama wäre dieser Freistaat bald die erste Macht Europas geworden; aber die Fahrt um das Cap der

guten Hoffnung machte die Quelle dieser Reichthümer versiegen.

Bisher hatten die Fürsten nur Krieg geführt, um Länder zu verheeren, nun führte man ihn, um Handlungshäuser zu errichten. Seit dem Jahr 1500 konnte man in Calicut nur mit Blutvergießen Pfeffer erhalten.

Alfons von Albuquerque und andere berühmte portugiesische Flottenführer bekämpften in kleiner Anzahl nach einander die Könige von Calicut, Ormus und Siam, und schlugen die Flotte des Sultans von Aegypten. Die Venetianer, ebenso begierig, den Fortschritten Portugals Einhalt zu thun als Aegypten, hatten dem Sultan den Vorschlag gemacht, die Landenge von Suez auf ihre Kosten durchschneiden und einen Kanal graben zu lassen, der den Nil mit dem rothen Meere verbunden hätte; durch diese Unternehmung wäre der Handel Indiens in ihren Händen geblieben; aber Schwierigkeiten untergruben diesen großen Plan, während Albuquerque (1510) die Stadt Goa diesseits des Ganges, (1511) Malaca auf der Goldinsel, (1513) Aden bei der Mündung des rothen Meeres an der Küste des glücklichen Arabiens nahm, und endlich Ormus im persischen Meerbusen eroberte.

(1514) Bald setzten sich die Portugiesen auf allen Küsten der Insel Ceylon fest, welche den kostbarsten Zimmt und die schönsten Rubinen des Morgenlandes erzeugt. Sie hatten Handlungshäuser in Bengalen, handelten bis nach Siam und gründeten die Stadt Makao auf der Grenze Chinas. Das östliche Aethiopien und das rothe Meer wurden von ihren Schiffen besucht. Die Molucken, der einzige Ort auf der Erde, wo die Natur Gewürznelken erzeugt, wurden von ihnen entdeckt und erobert. Unterhandlungen und Schlachten halfen diese neuen Niederlassungen errichten. Man

mußte mit gewaffneter Hand diesen neuen Handel treiben.

Nachdem die Portugiesen in weniger als 50 Jahren 5000 Meilen Küstenländer entdeckt hatten, waren sie die Herren des Handels auf dem äthiopischen und dem atlantischen Meere. Gegen das Jahr 1540 hatten sie bedeutende Niederlassungen von den Molukken an bis zum persischen Meerbusen, in einer Ausdehnung von 60 Längengraden. Alles, was die Natur Nützliches, Seltenes und Angenehmes erzeugte, wurde von ihnen mit weniger Unkosten nach Europa gebracht als Venedig es liefern konnte; die Straße vom Tajo bis zum Ganges wurde lebhaft; Siam und Portugal verbanden sich.

Hundert und zwei und vierzigstes Kapitel.

Japan.

Nachdem die Portugiesen sich als reiche Kaufleute und Könige auf den Küsten Indiens und auf der Halbinsel des Ganges festgesetzt hatten, schifften sie endlich auch auf die Insel von Japan über (1538).

Von allen Ländern Indiens ist Japan dasjenige, welches die Aufmerksamkeit des Philosophen am meisten verdient. Wir sollten dieses Land schon seit dem dreizehnten Jahrhundert aus dem Berichte des Marco Polo kennen. Dieser Venetianer war zu Land nach China gereist, und da er lange unter einem der Nachkommen des Dschengis-Khan diente, erhielt er dort die ersten Nachrichten von diesen Inseln, welche wir

Japan nennen und die er Zipangri nannte; aber seine Zeitgenossen, welche die gröbsten Fabeln für wahr annahmen, glaubten nicht an die Wahrheiten, welche er ihnen erzählte. Seine Handschrift blieb lange Zeit unbekannt; endlich fiel sie in die Hände des Christoph Columbus und diente nicht wenig dazu, ihn in seiner Hoffnung, eine neue Welt zu finden, welche das Morgenland und Abendland vereinigen könnte, zu bestärken. Columbus täuschte sich nur in der Meinung, daß Japan die Halbkugel berühre, welche er entdeckte.

Dieses Königreich begrenzt unser Festland, wie wir es auf der entgegengesetzten Seite begrenzen. Ich weiß nicht warum man die Japaneser unsre Gegenfüßler in der Tugendlehre genannt hat, denn unter Völkern, die ihre Vernunft gebrauchen, giebt es keine solchen Gegenfüßler. Die in Japan am meisten verbreitete Religion lehrt Belohnungen und Strafen nach dem Tode; ihre hauptsächlichsten Gebote, welche sie göttliche nennen, sind gerade wie die unsrigen; Lüge, Unenthaltsamkeit, Diebstahl, Mord sind auch bei ihnen verboten; es ist das Naturgesetz auf stehende Gebote zurückgeführt. Sie fügen noch das Gebot der Mäßigkeit bei, das ihnen alle starken Getränke, von welcher Art sie seyn mögen, verbietet, und dehnen das Verbot des Mordes auch auf Thiere aus. Saka, der ihnen dieß Gesetz gab, lebte ungefähr 1000 Jahre vor unserer gewöhnlichen Zeitrechnung. Sie unterscheiden sich also in der Sittenlehre nur durch ihr Gebot, die Thiere zu schonen, von uns. Wenn sie viele Fabeln haben, so gleichen sie hierin allen Völkern, und auch uns, die wir vor dem Christenthum nur grobe Fabeln kannten, und die wir nur zu sehr solche Fabeln mit unserer Religion vermengt haben; wenn ihre Gebräuche von den unsrigen verschieden sind, so ist dieß bei allen morgenländischen

Völkern der Fall, von den Dardanellen an bis in das Herz von Corea.

Wie die Grundlage der Sittenlehre bei allen Völkern dieselbe ist, so giebt es auch Gebräuche des bürgerlichen Lebens, die man in jedem Lande vorfindet. In Japan z. B. besucht man sich am ersten Tag des Jahres, und macht Geschenke wie in Europa; Verwandte und Freunde versammeln sich an festlichen Tagen.

Noch sonderbarer ist es, daß ihre Regierungsform 2400 Jahre lang ganz dieselbe war, wie die des Kalifen der Muselmänner, und wie die des alten Roms. Die ersten Priester waren bei den Japanesen länger als bei jedem andern Volke die Oberhäupter des Reichs; die Reihe ihrer Priester-Könige steigt ohne Zweifel bis 660 Jahre vor unserer Zeitrechnung hinauf; aber nachdem die Laien allmählig an der Regierung Theil genommen hatten, bemächtigten sie sich derselben gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts ganz, ohne es jedoch zu wagen, das Geschlecht und den Namen der Priester, deren ganze Gewalt sie an sich gerissen hatten, zu vernichten. Der geistliche Kaiser, Namens Dairi, ist ein immer verehrtes Götzenbild; und der Feldherr der Krone, welcher der wahre Kaiser ist, hält den Dairi mit Ehrfurcht in einem ehrenvollen Gefängniß. Was die Türken zu Bagdad gethan, was die deutschen Kaiser in Rom thun wollten, das führten die Taicosama in Japan aus.

Die menschliche Natur, deren Wesen überall dasselbe ist, hat zwischen diesen Völkern und uns andere Aehnlichkeiten eingeführt. Sie haben den Aberglauben an Zaubermittel, den wir so lange Zeit gehabt; man findet bei ihnen Wallfahrten und sogar Feuerproben, die einst einen Theil unserer Gerichtsbarkeit ausmachten; endlich versetzen sie ihre großen Männer in

den Himmel, wie die Römer und Griechen; ihr Oberpriester hat, wie in dem neuen Rom, allein das Recht für heilig zu erklären, und den Männern Tempel zu weihen, die er derselben für würdig hält. Die Geistlichen sind ganz unterschieden von den Laien; es herrscht zwischen beiden Ständen eine gegenseitige Verachtung und ein Haß, wie sonst überall. Seit sehr langer Zeit giebt es bei ihnen Mönche, Einsiedler und sogar Gemeinschaften, welche nicht viel von unsern Kriegerorden verschieden sind; denn es gab bei ihnen eine alte Gesellschaft von Einsiedlern, welche das Gelübde thaten, für die Religion zu kämpfen.

Indeß war trotz dieser Secte, welche Bürgerkriege zu verkündigen schien, wie sie der Deutschritterorden von Preußen in Europa verursacht hat, Gewissensfreiheit in diesen Ländern in eben dem Umfange eingeführt, wie in dem ganzen übrigen Morgenlande. Japan war in mehrere Secten getheilt, ob es gleich unter Einem Priesterkönige stand; aber alle Secten vereinigten sich über die nämlichen Grundsätze der Sittenlehre. Sowohl die, welche an eine Seelenwanderung glaubten, enthielten sich und enthalten sich noch heut zu Tage des Fleisches der Hausthiere; das ganze Volk nährt sich von Reis und Gemüsen, von Fischen und Früchten; eine Mäßigkeit, welche bei ihnen mehr als eine Tugend, denn als ein Aberglaube erscheint.

Die Lehre des Confucius hat große Fortschritte in diesem Reich gemacht; da sie sich auf eine einfache Sittenlehre zurückführen läßt, hat sie alle diejenigen angezogen, welche den Bonzen nicht ergeben sind, welches der vernünftige Theil des Volkes ist. Man glaubt, die Fortschritte dieser Philosophie haben nicht wenig zur Vernichtung der Macht des Dairi beigetragen. Der im Jahre 1700 regierende Kaiser hatte keine andere Religion.

Es scheint, daß man diese Lehre des Confucius in Japan mehr mißbraucht, als in China; die japanesischen Philosophen betrachten den Selbstmord als eine tugendhafte Handlung, im Falle er der Gesellschaft nicht schadet. Der stolze und heftige Charakter dieser Inselbewohner bringt diese Lehre oft in Ausübung, und macht Selbstmorde in Japan gewöhnlicher, als in England.

Gewissensfreiheit war, wie Kempfer, ein sehr wahrheitsliebender und gelehrter Reisender, bemerkt, in Japan, so wie im ganzen übrigen Asien, gestattet gewesen. Mehrere fremde Religionen waren ohne Widerspruch in Japan eingeführt worden. Dadurch eröffnete auch Gott dem Evangelium den Weg in diese unermeßlichen Länderstriche; es ist bekannt, daß es gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts in der Hälfte dieses Reichs ungeheure Fortschritte machte. Der berühmte Franz Xaver, ein portugiesischer Jesuit, und ein Mann voll muthigen und unermüdlichen Eifers, war es, der den ersten Samen ausstreute; er reiste mit den Kaufleuten auf mehrere Inseln Japans bald als Pilger, bald in dem prächtigen Aufzuge eines vom Papste abgesandten apostolischen Statthalters. Zwar machte er anfangs keine großen Fortschritte, da er sich eines Dollmetschers bedienen mußte. „Ich verstehe dieses Volk nicht," sagt er in seinen Briefen, „und es versteht mich nicht; wir buchstabiren wie die Kinder." Nach diesem Geständniß hatten seine Geschichtsschreiber nicht nöthig, ihm die Gabe der Sprachen zuzuschreiben; sie durften auch ihre Leser nicht so sehr verachten, daß sie versicherten, als Xaver sein Kreuz verloren habe, sey es ihm von einer Krabbe wieder gebracht worden, er habe sich an zwei Orten zugleich aufgehalten und habe neun Todte erweckt. Sie hätten sich damit begnügen sollen, seinen Eifer und seine Bemühungen zu loben. Endlich

erlernte er so viel von der japanischen Sprache, daß er sich verständlich machen konnte. Die Fürsten mehrerer Inseln dieses Reichs, die größtentheils mit ihren Bonzen unzufrieden waren, sahen es gern, daß fremde Prediger denen widersprachen, welche ihren Dienst mißbrauchten. Allmählig faßte die christliche Religion festen Fuß.

Die berühmte Gesandtschaft dreier christlichen japanischen Fürsten an den Papst Gregor XIII. ist vielleicht die schmeichelhafteste Huldigung, die der päpstliche Stuhl je erhalten hat. Das ganze große Land, wo man heut zu Tage das Evangelium abschwören muß, und wo allein die Holländer unter der Bedingung aufgenommen sind, keine religiöse Handlung vorzunehmen, war auf dem Punkte, ein christliches und vielleicht ein portugiesisches Königreich zu werden; unsere Priester waren dort mehr geehrt, als bei uns: heut zu Tage steht ein Preis auf ihrem Kopfe, und dieser Preis ist sehr ansehnlich, denn er beträgt ungefähr 1200 Livres. Die Unbedachtsamkeit eines portugiesischen Priesters, der einem der ersten Beamten des Königs nicht nachgeben wollte, war die erste Ursache dieser Umwälzung; die zweite war die Hartnäckigkeit einiger Jesuiten, welche ein gehässiges Recht zu fest behaupteten, indem sie ein Haus, das ihnen ein japanischer Edler geschenkt hatte, und das der Sohn desselben wieder zurückforderte, nicht zurückgeben wollten; die dritte war die Furcht, von den Christen unterjocht zu werden; und dieß gab die erste Veranlassung zu einem Bürgerkriege. Wir werden sehen, wie das Christenthum, das durch Missionen Eingang fand, in Schlachten unterging.

Halten wir uns nun an das, was Japan damals war, an jenes Alterthum, dessen sich diese Völker, wie die Chinesen rühmen, an jene Reihe von Prie-

sterkönigen, welche mehr als 6 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung hinaufreicht; bemerken wir vorzüglich, daß die Japaneser das einzige Volk Asiens sind, das nie besiegt wurde. Man vergleicht die Japaneser mit den Engländern wegen jenes insularischen Stolzes, welcher beiden gemein ist wegen des Selbstmordes, den man so häufig unter diesen beiden in unsrer Halbkugel antrifft. Aber die Inseln von Japan sind nie unterjocht worden; die von Großbritanien wurden es mehr als einmal. Die Japaneser scheinen nicht ein Gemisch von verschiedenen Völkern zu seyn, wie die Engländer, und beinahe alle Völker Europas; sie sind wahrscheinlich Eingeborne. Ihre Gesetze, ihr Gottesdienst, ihre Sitten, ihre Sprache tragen nichts chinesisches an sich; eben so scheint auch China ursprünglich durch sich selbst zu bestehen, und nur erst spät einiges von andern Völkern angenommen zu haben. Dieses große Alterthum der asiatischen Völker macht uns staunen; sie haben sich, die Tartaren ausgenommen, nie weit über ihre Grenzen verbreitet, und sie sehen ein schwaches, kleines, wenig zahlreiches, vorher kaum in der Weltgeschichte aufgezähltes Volk in kleiner Anzahl aus dem Hafen von Lissabon auslaufen alle jene ungeheuren Länder entdecken, und sich mit Glanz darin festsetzen.

Kein Handel war vortheilhafter für die Portugiesen, als der japanische; sie gewannen, wie die Holländer sagen, jährlich 300 Tonnen Goldes, und man weiß, daß die Holländer 100, 000 Fl. eine Tonne nennen. Dieß ist weit übertrieben; aber aus der Mühe, welche sich diese unermüdlichen und betriebsamen Republicaner gaben, den Handel von Japan mit Ausschließung anderer Völker zu erhalten, erhellt, daß er wenigstens im Anfange große Vortheile brachte. Sie kauften dort den besten Thee Asiens, das schönste Porzellan, grauen Ambra, Kupfer von einer vorzüglicheren Gat-

tung, als das unsrige ist, und endlich Silber und Gold, den Hauptgegenstand aller dieser Unternehmungen. Dieses Land besitzt, wie China, beinahe alles, was wir haben, und beinahe alles, was uns fehlt; verhältnißmäßig ist es ebenso volkreich als China; aber das Volk ist stolzer und kriegerischer. Alle diese Völkerschaften waren einst unserm Abendlande in allen Künsten des Geistes und der Hand weit überlegen: aber wie haben wir die verlorene Zeit wieder eingebracht! Die Länder, wo Bramante und Michael Angelo die Peterskirche bauten, wo Raphael mahlte, wo Newton das Unendliche berechnete, wo Cinna und Athalia geschrieben wurden, sind die ersten Länder der Erde geworden, die andern Völker sind troß ihres Alterthums und troß allem, was die Natur für sie gethan hat, in den schönen Künsten nur Barbaren oder Kinder.

Hundert und drei und vierzigstes Kapitel.

Indien diesseits und jenseits des Ganges. Die verschiedenen Menschengattungen und ihre Gewohnheiten.

Ich will hier nicht mit Ihnen von dem Reiche Siam sprechen, das erst zu der Zeit recht bekannt wurde, als Ludwig XIV. eine Gesandtschaft erhielt und Missionäre und Truppen gleich nutzlos dahin sandte. Ich verschone Sie mit den Völkern von Tunquin, Laos und Cochinchina, zu denen man selten einen Weg gefunden hat und erst lange nach der Zeit der portugiesischen Unternehmungen, und wohin sich unser Handel noch nie verbreitet.

Die Machthaber Europas und die Kaufleute, welche sie bereicherten, hatten bei allen diesen Entdeckungen keinen andern Zweck, als neue Schätze zu finden, die Philosophen haben dabei eine neue Welt in der Sitten- und Naturlehre entdeckt. Der leichte und offne Weg aus allen Häfen Europa's bis an die äußersten Gränzen von Indien reizte unsere Neugierde, mit eigenen Augen das zu sehen, was sie nicht wußte, oder aus alten ungetreuen Berichten nur unvollkommen kannte. Was konnte ein denkender Mensch jenseits des Flusses Zayrus, dessen Ufer von einer unzählbaren Menge Neger bewohnt werden, und in dem unermeßlichen Kafferlande Merkwürdiges sehen, wo die Menschen eine Olivenfarbe haben, und wo sie sich zur Ehre der Gottheit eine Hode herausschneiden, während die Aethiopier, und so viele andere Völker Afrikas, sich begnügen, einen Theil ihrer Vorhaut darzubringen! Und wenn man dagegen Sofala, Quiloa, Montbasa und Melinde hinaufsteigt, findet man Schwarze, welche von denen Nigritiens ganz verschieden sind, Weiße und Kupferfarbene, welche alle mit einander verkehren; alle diese Länder sind voll von Thieren und Pflanzen, welche man in unserm Himmelsstriche nicht findet.

In diesen Ländern Afrikas giebt es eine Menschenart, die weiß wie der Schnee, aber nur in geringer Anzahl vorhanden ist, deren Gesicht die Form eines Negergesichts hat, und deren runde Augen vollkommen denen der Rebhühner gleichen; die Portugiesen nannten sie Albinos. Sie sind klein, schwach und schielen; die Wolle, welche ihr Haupt bedeckt, und ihre Augenbraunen bildet, gleicht weißer und feiner Baumwolle; an Körper- und Geisteskraft sind ihnen die Neger überlegen und die Natur hat sie vielleicht nach den Negern und Hottentotten über die Affen gestellt, als eine der Abstufungen, welche den Uebergang vom Menschen zum

Thiere bilden; vielleicht hat es noch geringere Classen von dieser Art gegeben, denen ihre Schwachheit den Untergang brachte. Wir haben zwei solcher Albinos in Frankreich gesehen: einen, welchen ein Sclavenhändler herbeigeführt hatte, sah ich in Paris im Hôtel de Bretagne. Auch im östlichen Asien findet man solche, dem Menschen gleichende Thiere, aber nur sehr selten. Sie bedürfen der mitleidigen Sorgfalt der andern Menschen, welche sich aber um das, was ihnen keinen Nutzen bringt, nicht bekümmern.

Die ungeheure Halbinsel Indien, die sich von den Mündungen des Indus und Ganges bis mitten unter die maldivischen Inseln erstreckt, ist von 20 verschiedenen Völkerschaften bewohnt, deren Sitten und Religionen nicht gleich sind. Die Eingeborenen des Landes haben eine rothe Kupferfarbe. Dampierre fand später auf der Insel Timor Menschen, deren Farbe gelbem Kupfer glich; so mannichfaltig ist die Natur! Das erste, was Pelsart im Jahre 1630 bei jenen südlichen Ländern, welche von unserer Halbkugel getrennt sind, und denen er den Namen Neuholland gegeben hat, fand, war ein Haufen Neger, welche sowohl auf den Händen, als auf den Füßen zu ihm herankamen. Ohne Zweifel wird man die Mannichfaltigkeit der Natur noch mehr kennen lernen, wenn man in diese südliche Welt eingedrungen seyn wird; alles wird den Kreis unserer Begriffe erweitern und den unserer Vorurtheile verengern.

Aber um zu den Küsten Indiens zurückzukehren, so wohnen auf der Halbinsel diesseits des Ganges sehr viel Banianen, welche von den alten Brachmanen abstammen, der alten in allen Theilen Indiens verbreiteten Lehre von der Seelenwanderung und von zwei Urwesen ergeben sind, nichts essen, was athmet; sich ebenso ungern wie die Juden in einen Verkehr mit andern

Völkern einlassen, ebenso alt als diese sind, und sich ebenso wie sie mit Handel beschäftigen.

Auch hat sich seit undenklicher Zeit in diesem Lande eine Gewohnheit erhalten, welche die Frauen auffordert, sich mit dem Leichname ihrer Gatten zu verbrennen, in der Hoffnung, sie werden nach ihren Begriffen von einer Seelenwanderung wieder aufleben.

In Surata, im Cambai und auf den Gränzen von Persien, wohnten die Gebern, Ueberreste der alten Perser, welche die Religion Zoroasters befolgen und ebenso wenig mit andern Völkern verkehren, als die Banianen und Hebräer. Ferner traf man in Indien alte jüdische Familien, die sich, wie man vermuthete, nach ihrer ersten Zerstreuung dort niedergelassen hatten; auch fand man auf den Küsten von Malabar nestorianische Christen, welche man fälschlich die Christen des heiligen Thomas nennt; sie wußten nicht, daß es eine römische Kirche gab. Einst in dem Kirchsprengel der Patriarchen von Syrien, erkannten sie noch dieses Schattenbild eines Patriarchen an, der in Mosul, das man für das alte Ninive ausgiebt, wohnte, oder sich vielmehr dort verbarg; diese schwache syrische Kirche war, wie die Kirchen von Antiochien, Jerusalem und Alexandrien, durch die mohamedanische Macht gleichsam unter ihren Trümmern begraben. Die Portugiesen brachten die römisch-katholische Religion in diese Länder; sie gründeten ein Erzbisthum in Goa, das nun auf einmal der Hauptsitz der Kirche und der Regierung wurde. Man wollte die Christen von Malabar dem heiligen Stuhle unterwerfen, aber es gelang nie. Was man bei den Wilden Amerikas so leicht zu Stande brachte, hat man in allen von der römischen Gemeinschaft getrennten Kirchen immer umsonst versucht.

Als man von Ormus gegen Arabien hinaufstieg, traf man Schüler des heiligen Johannes, welche nie

ein Evangelium gekannt hatten; es sind dieß die sogenannten Sabäer.

Als man hierauf durch das Ostmeer von Indien nach China und Japan durchdrang, und im Innern des Landes lebte, wurden die Sitten, die Religion und die Gebräuche der Chinesen, Japanesen und Siamesen uns besser bekannt, als die unserer Grenzländer einst in unsern barbarischen Jahrhunderten es gewesen waren. Es ist ein der Aufmerksamkeit eines Philosophen würdiger Umstand, daß diese Verschiedenheit unserer und der morgenländischen Gebräuche ebenso groß ist, als die Verschiedenheit unserer Sprachen. Die gebildetsten Völker dieser ungeheuren Länderstriche haben nichts von unserer feinen Bildung; ihre Künste sind nicht die unsrigen, Nahrung, Kleidung, Häuser, Gärten, Gesetze, Glauben, Anstand, alles ist verschieden. Ist wohl etwas unsern Gebräuchen mehr entgegengesetzt, als die Art, wie die Banianen in Hindostan handeln? Die beträchtlichsten Händel werden ohne Worte und ohne Schrift geschlossen; alles wird mit Zeichen abgethan. Wie aber waren so viele morgenländische Gebräuche von den unsrigen nicht verschieden? Die Natur, deren Wesen überall dasselbe ist, ist in ihrem und unserem Himmelsstriche so wunderbar verschieden; im südlichen Indien ist man im 7ten oder 8ten Jahre heirathsfähig; gewöhnlich werden dort in diesem Alter Ehen geschlossen; diese Kinder, welche Väter werden, besitzen einen Grad von Vernunft, den ihnen die Natur in einem Alter gewährt, wo die unsrige sich kaum entwickelt hat.

Alle diese Völker gleichen uns nur durch die Leidenschaften, und durch die allgemeine Vernunft, welche diesen Leidenschaften die Wage hält und allen Herzen das Gesetz einprägt: „Thue nichts, was Du nicht willst, daß man Dir auch thue.“ Zwei Züge sind es,

welche die Natur so vielen verschiedenen Menschenarten eingeprägt und zwei ewige Bande, womit sie dieselben trotz allem, was sie entzweit, verbindet; alles übrige ist die Frucht des Bodens und der Gewohnheit.

Dort war die Stadt Pegu, die von Crocodilen, welche in Wassergräben sich aufhalten, bewacht ist; hier Java, wo Weiber an dem Pallast des Königs Wache halten; in Siam macht der Besitz eines weißen Elephanten den Ruhm des Reiches aus; in Malabar giebt es kein Korn; Brod und Wein sind auf allen diesen Inseln unbekannt; auf einer der Philippinen fand man einen Baum, dessen Frucht das Brod ersetzen kann. Auf den Marianischen Inseln war der Gebrauch des Feuers unbekannt. Beinahe alle Berichte, welche aus diesen entfernten Ländern zu uns kommen, muß man mit einem Geist des Zweifels lesen; man ist eher daran gewöhnt, uns von den Küsten Koromandels und Malabars Waaren zu schicken als Wahrheiten. Ein einzelner Fall wird oft für einen allgemeinen Gebrauch ausgegeben; man sagt uns, in Cochinchina sey nicht der Sohn des Königs sein Erbe, sondern der Sohn seiner Schwester. Eine solche Verordnung widerspricht der Natur zu sehr; es giebt keinen Menschen, der seinem Sohne sein Erbe entziehen würde, und wenn der König von Cochin keine Schwester hat, wem wird dann der Thron zufallen? Wahrscheinlich wird ein gewandter Neffe einen schlecht berathenen und schlecht unterstützten Sohn besiegt oder wird ein Fürst, dessen Söhne noch sehr jung waren, seinen Neffen zum Nachfolger erwählt haben, und ein Reisender hat denn diesen Zufall für ein bestehendes Gesetz gehalten; hundert Schriftsteller sind diesem Reisenden gefolgt und so hat sich der Irrthum glaubwürdig gemacht.

Schriftsteller, welche in Indien gelebt haben, behaupten, in den Staaten des Groß-Moguls besitze

niemand ein Eigenthum, dieß würde der Natur noch mehr widersprechen; die nämlichen Schriftsteller versichern uns, sie hätten mit Indiern gehandelt, welche mehrere Millionen im Vermögen gehabt haben. Diese zwei Behauptungen scheinen einander ein wenig zu widersprechen. Man muß immer daran denken, daß die nordischen Eroberer von der Lombardei an, bis nach Indien die Lehen eingeführt haben; würde ein Baniane, der zur Zeit Astolfs und Alboins in Italien gereist wäre, das Recht gehabt haben, zu behaupten, die Italiener besäßen kein Eigenthum? Man kann diesen für das menschliche Geschlecht so demüthigenden Gedanken, daß es Länder gebe, wo Millionen Menschen unaufhörlich für Einen arbeiten, der Alles verzehrt, nicht genug bestreiten.

Eben so wenig dürfen wir denen trauen, die von Tempeln sprechen, welche der Unzucht geweiht seyen. Setzen wir uns an die Stelle eines Indiers, der in unsern Ländern Zeuge einiger ärgerlichen Auftritte bei unsern Mönchen wäre, er dürfte nicht versichern, daß diese ihre Ordensregel sey.

Unsere Aufmerksamkeit wird vorzüglich der Umstand auf sich ziehen, daß alle diese Völker die Meinung hegen, ihre Götter seyen oft auf die Erde gekommen. Wischnu verwandelte sich neunmal auf der Halbinsel des Ganges. Samonocodom, der Gott der Siamesen, nahm dort hundert und funfzig Mal die menschliche Gestalt an; diese Idee haben sie mit den alten Aegyptern, Griechen und Römern gemein. Ein so verwegener, so lächerlicher und so allgemeiner Irrthum hat seinen Grund in einem vernünftigen Gefühl, das jedem Herzen eigen ist; man fühlt natürlich seine Abhängigkeit von einem höhern Wesen, und der Irrthum, der sich oft mit der Wahrheit verbindet, ließ beinahe auf der ganzen Erde die Götter als Herrn be-

trachten, welche ihre Güter bisweilen besuchten und verbesserten, die Religion ist bei allen Völkern wie die Astronomie gewesen, beider Ursprung ist der Geschichte nicht bekannt, beide sind eine Mischung von Wahrheit und Betrug gewesen. Die ersten Beobachter des wahren Laufs der Gestirne schrieben ihnen falsche Einflüsse zu; die Gründer der Religionen besudelten, indem sie die Gottheit anerkannten, den Gottesdienst durch Aberglauben. Unter so vielen verschiedenen Religionen giebt es keine, deren Hauptzweck nicht Versöhnung gewesen wäre. Der Mensch hat immer gefühlt, daß er der Gnade bedürftig sey; dieß gab Veranlassung zu jenen schrecklichen Büßungen, denen sich die Bonzen, Braminen und Fakiren unterwarfen; und jene freiwilligen Qualen, die um Mitleid für das Menschengeschlecht zu schreien schienen, sind ein Handwerk geworden, womit man den Lebensunterhalt fristet. Ich will nicht bei Beschreibung ihrer Gebräuche so ganz in's Einzelne gehen, aber es giebt einen für unsere Sitten so fremdartigen Gebrauch, daß man sich nicht enthalten kann, desselben zu erwähnen, nämlich den der Braminen, welche das phallum der Aegypter oder den Priap der Römer in einem feierlichen Umzuge herumtragen. Bei unsern Begriffen von Anstand sind wir versucht zu glauben, daß eine Ceremonie, die uns so ärgerlich erscheint, nur von der Schwelgerei erfunden worden sey, aber es ist nicht denkbar, daß die Sittenverderbniß bei irgend einem Volke religiöse Ceremonien eingeführt habe; es ist im Gegentheil wahrscheinlich, daß dieser Gebrauch in den Zeiten der Einfachheit eingeführt wurde, und daß man die Gottheit in dem Symbol des Lebens, das sie uns gegeben hat, zu verehren gedachte. Eine solche Ceremonie hätte in den feinern, verdorbeneren und aufgeklärteren Zeiten die Jugend ausgelassen machen und weisen Geistern lä-

cherlich erscheinen sollen; aber der alte Gebrauch hat troß der Mißbräuche fortbestanden, und es giebt beinahe kein Volk, das nicht eine Ceremonie beibehalten hätte, die man weder billigen noch abschaffen kann.

Und glauben wir nun, daß alle diese indischen Heiden bei so vielen ungereimten Meinungen und bei so seltsamem Aberglauben, wie wir ein unendlich vollkommenes Wesen anerkennen, daß sie es „Wesen der Wesen, höchstes, unsichtbares, unbegreifliches, gestaltloses Wesen, Schöpfer und Erhalter, gerechtes und mitleidiges Wesen," nennen, „dem es gefällt, sich den Menschen mitzutheilen, um sie zu ewiger Glückseligkeit zu führen?" Solche Ideen sind in dem Veidam, diesem Buche der alten Brachmanen, und noch besser in dem Schastha, enthalten, der älter ist als der Veidam; sie sind in den neuern Schriften der Braminen ganz gewöhnlich.

Ein dänischer Gelehrter, Missionär auf der Küste von Tranquebar, führt mehrere Stellen und Gebetsformeln an, welche von der richtigsten Vernunft, und der reinsten Religiosität zu zeugen scheinen. Hier eine aus einem Buche, das den Titel Varabadu führt: „O höchstes aller Wesen, Herr des Himmels und der Erde, ich habe dich nicht in meinem Herzen. Vor wem werde ich mein Unglück beweinen, wenn du mich verlässest? Du, dem ich mein Leben und meine Erhaltung verdanke. Ohne dich würde ich nicht leben können. Rufe mich, Herr, damit ich zu dir gehe."

Man müßte so unwissend und ungereimt seyn, wie unsere Mönche im Mittelalter, wenn man fortwährend die falsche Meinung hegen wollte, daß alles, was außerhalb unseres kleinen Europas wohnt, daß unsre alten Lehrer und Gesetzgeber, die Römer und die Griechen, die Lehrer der Römer, und die alten Aegypter,

die Lehrer der Griechen, kurz alles außer uns, immer gehässigem und lächerlichem Götzendienst gehuldigt haben.

Aber trotz einer so weisen und erhabenen Lehre waltet der niedrigste und tollste Aberglaube vor. Dieser Widerspruch ist nur zu sehr in der menschlichen Natur enthalten. Die Griechen und Römer hatten die nämliche Idee von einem höchsten Wesen, verbanden aber damit so viel untergeordnete Gottheiten, das Volk verehrte diese Gottheiten mit so ungereimtem Aberglauben, und erstickte die Wahrheit durch so viel Fabeln, daß man am Ende nicht mehr unterscheiden konnte, was Ehrfurcht, was Verachtung verdiente.

Wir wollen eine kostbare Zeit nicht mit Aufsuchung aller Secten verlieren, welche Indien entzweien: die Irrthümer lassen sich auf zu viele Arten eintheilen. Auch ist es wahrscheinlich, daß unsre Reisenden zuweilen abweichende Gebräuche für verschiedene Secten gehalten haben: man kann sich zu leicht hierin betrügen. Jede Priestergemeinschaft im alten Griechenland und im alten Rom hatte ihre Ceremonien und Opfer, anders verehrte man Herkules, anders Apollo, anders Juno, anders Venus, und doch gehörten diese verschiedenen Gottesdienste zu derselben Religion.

Unsere abendländischen Völker haben bei allen diesen Entdeckungen eine große Ueberlegenheit des Geistes und Muthes über die morgenländischen Völkerschaften bewiesen. Wir haben uns, trotz ihres Widerstandes, sehr oft bei ihnen festgesetzt, wir haben ihre Sprachen gelernt, wir haben sie einige unserer Künste gelehrt. Aber die Natur hatte ihnen einen Vortheil über uns verliehen, der alle die unsrigen aufwiegt, nämlich, daß sie uns nicht, wir aber sie, nöthig haben.

Hundert und vier und vierzigstes Kapitel.

Aethiopien oder Abyssinien.

Vor dieser Zeit war unsern abendländischen Völkern Aethiopien nur dem Namen nach bekannt. Erst unter der Regierung des berühmten Johann II., Königs von Portugal, drang Franz Alvarez in diese ungeheuren Gegenden, welche zwischen dem Wendekreis und der nachtgleichen Linie liegen, und wo es so schwer zu landen ist. Man fand dort die christliche Religion verbreitet, aber so, wie sie die ersten Juden ausübten, welche sich dazu bekannt hatten, ehe die beiden Gottesdienste gänzlich getrennt waren. Diese Mischung von Judenthum und Christenthum hat sich in Aethiopien bis auf unsere Tage erhalten. Sowohl Beschneidung als Taufe sind gebräuchlich, sowohl Sabbath als Sonntag werden geheiligt: die Ehe ist den Priestern, die Ehescheidung jedermann gestattet und die Vielweiberei ist wie bei allen Juden des Morgenlandes so auch dort gewöhnlich.

Diese Abyssinier, halb Juden und halb Christen, erkennen den Erzbischof, der unter den Trümmern von Alexandrien oder zu Cairo in Aegypten sich aufhält, für ihren Patriarchen an, und doch hat dieser Patriarch nicht die nämliche Religion wie sie; er hält sich an die alte griechische Kirche, und auch diese ist von der Religion der Griechen verschieden; die türkische Regierung, in deren Besitz Aegypten ist, ließ diese kleine Heerde in Ruhe. Man findet es nicht anstößig, daß diese Christen ihre Kinder in Wasser-Kufen tauchen, und den Weibern in ihren Häusern das Abendmahl unter der Form eines mit Wein getränkten Stük-

kes Brod bringen. In Rom würde man sie nicht dulden, aber bei den Mohamedanern sind sie gelitten.

Franz Alvarez war der erste, der die Lage der Nilquellen und die Ursachen der regelmäßigen Ueberschwemmungen dieses Flusses, zwei dem ganzen Alterthume und selbst den Aegyptern unbekannte Dinge, erkundete.

Der Bericht dieses Alvarez gehörte lange Zeit zu den wenig bekannten Wahrheiten; und noch nach ihm haben sogar in unsern Tagen nur zu viele Schriftsteller als Echo der für glaubwürdig gehaltenen Irrthümer des Alterthums wiederholt, daß es dem Menschen nicht gegeben sey, die Quellen des Nils zu erkunden. Damals gab man dem Negus, oder König von Aethiopien, den Namen des Priester-Johannes, ohne einen andern Grund dazu zu haben, als eine Aussage, daß er durch die Königin Saba aus dem Geschlecht Salomons stamme und die Versicherung, daß man seit den Kreuzzügen in der Welt einen christlichen König finden müsse, welcher der Priester-Johannes genannt werde; der Negus war aber weder Priester noch Christ.

Die ganze Frucht der Reisen in Aethiopien, beschränkte sich darauf, daß der König dieses Landes an Papst Clemens VII. Gesandte schickte. Das Land war trotz der Silberbergwerke, die man für ergiebig hielt, arm. Die Bewohner, minder gewerbsam als die Amerikaner, wußten weder diese Schätze an den Tag zu fördern, noch aus den wahren Schätzen, welche die Erde für die wirklichen Bedürfnisse der Menschen erzeugt, Nutzen zu ziehen.

Man hat in der That einen Brief von David, einem Negus von Aethiopien, worin er den portugiesischen Statthalter in Indien um Arbeiter jeder Art bittet; daraus kann man sehen, wie arm das Land seyn mußte. Drei Viertheile des nördlichen Asiens

und Africas befanden sich in derselben Dürftigkeit. In dem reichen Müßiggang unserer Städte glauben wir, daß die ganze Welt uns gleiche, und bedenken nicht, daß die Menschen lange Zeit wie Thiere gelebt und mitten unter Gold und Diamantbergwerken oft kaum Bedeckung und Nahrung gehabt haben.

Dieses so sehr gerühmte Königreich Aethiopien war so schwach, daß ein kleiner mohamedanischer König, der ein benachbartes Gebiet besaß, es im Anfang des XVI. Jahrhunderts beinahe ganz eroberte. Wir haben noch den berühmten Brief des Johann Bermudes an Sebastian, König von Portugal, aus dem wir uns überzeugen können, daß die Aethiopier nicht jenes unbezwingliche Volk sind, von dem Herodot spricht, oder, daß sie sehr ausgeartet seyn müssen. Dieser lateinische Patriarch, der mit einigen portugiesischen Soldaten abgesandt wurde, beschützte den jungen Negus von Abyssinien gegen den maurischen König, der seine Staaten weggenommen hatte, aber unglücklicherweise wollte der Patriarch, als der Groß-Negus wieder eingesetzt war, ihn immer beschützen. Er war sein Taufpathe und glaubte als geistlicher Vater und Patriarch sein Herr zu seyn: er befahl ihm, dem Papste Gehorsam zu leisten, und kündigte ihm an, er würde im Weigerungsfalle ihn in den Bann thun. Selbst Alfons von Albuquerque verfuhr mit nicht mehr Stolz gegen die kleinen Fürsten auf der Halbinsel des Ganges. Allein als der Pathe wieder auf seinem goldenen Throne saß, nahm er wenig Rücksicht auf seinen Taufzeugen, verjagte ihn aus seinen Staaten und erkannte den Papst nicht an.

Dieser Bermudes behauptet, an den Grenzen des Landes Damut zwischen Abyssinien und den an den Quellen des Nils liegenden Ländern sey eine kleine Gegend, wo zwei Drittel der Erde von Gold seyen.

Dort suchten die Portugiesen, haben aber nichts gefunden; und dieß war der Grund aller dieser Reisen: die Patriarchen, Missionen und Bekehrungen gaben nur den Vorwand dazu. Die Europäer ließen von Chili an bis Japan ihre Religion predigen, nur um die Menschen, wie Lastthiere, ihrer unersättlichen Habsucht zu unterwerfen. Es ist glaublich, daß der Schooß Africas viel von jenem Metall in sich schließt, das die Welt in Bewegung gesetzt hat; der Goldsand, den man in den Flüssen findet, ist ein Beweis, daß es in den Bergen Minen giebt; aber bisher waren diese Minen den Nachsuchungen der Habgier unzugänglich und die Anstrengungen, welche man in America und Asien machte, haben es verhindert, mitten in Africa Versuche zu machen.

Inhaltsanzeige
des 11. Bändchens.

Kap.		Seite.
128.	Luther. Die Ablaßkrämerei	7
129.	Zwingli und die Ursache, welche die römische Religion in einem Theile der Schweiz verhaßt machte	18
130.	Fortschritte der lutherischen Religion in Schweden, Dänemark und Deutschland	24
131.	Die Wiedertäufer	29
132.	Fortsetzung	31
133.	Genf und Calvin	35
134.	Calvin und Servet	39
135.	König Heinrich VIII. Die Kirchenverbesserung in England	46
136.	Fortsetzung; Religion in England	59
137.	Die Religion in Schottland	67
138.	Die Religion in Frankreich unter Franz I. und seinen Nachfolgern	69
139.	Die Mönchsorden	81
140.	Die Inquisition	98
141.	Die Entdeckungen der Portugiesen	111
142.	Japan	121
143.	Indien diesseits und jenseits des Ganges. Die verschiedenen Menschengattungen und ihre Gewohnheiten	128
144.	Aethiopien oder Abyssinien.	138

Inhaltsanzeige

des 11. Bändchens.

Kap.		Seite.
128.	Luther. Die Ablaßkrämerei	7
129.	Zwingli und die Ursache, welche die römische Religion in einem Theile der Schweiz verhaßt machte	18
130.	Fortschritte der lutherischen Religion in Schweden, Dänemark und Deutschland .	24
131.	Die Wiedertäufer	29
132.	Fortsetzung	31
133.	Genf und Calvin	35
134.	Calvin und Servet	39
135.	König Heinrich VIII. Die Kirchenverbesserung in England	46
136.	Fortsetzung; Religion in England . . .	59
137.	Die Religion in Schottland	67
138.	Die Religion in Frankreich unter Franz I. und seinen Nachfolgern	69
139.	Die Möndchsorden	81
140.	Die Inquisition	98
141.	Die Entdeckungen der Portugiesen . . .	111
142.	Japan	121
143.	Indien diesseits und jenseits des Ganges. Die verschiedenen Menschengattungen und ihre Gewohnheiten	128
144.	Aethiopien oder Abyssinien.	138

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voltaire,

Voltaire's Geschichte der Völker vorzüglich in den Zeiten von Karl d. Gr. bis auf Ludwig XIII

Bd.: 11

Leipzig 1829

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.d.147-a(23#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11718282-5